



Bilder aus dem verwüsteten Spanien

Romain Rolland: An alle!
Heinrich Mann: An die Mütter
Thomas Mann: Nachwort

Berichte von katholischem Priester, protestantischem Pfarrer, sowie von Frauen und Politikern

Spanien arbeitete im Frieden...

An alle

Madrid, die stolze Stadt, einst die Königin der halben alten und neuen Welt, sie, die einer der Brennpunkte war, von denen die Kultur des Abendlandes ausstrahlte, wird heimgesucht mit Feuer und Tod von einer Armee afrikanischer Mauren und Legionäre. Auf die Wohnviertel des Volkes haben sie es zuerst abgesehen. Die Krankenhäuser werden nicht geschont. Die alten Paläste stehen in Flammen. Heute der Palast des Herzogs von Alba, morgen der Prado. Jahrhunderte der Kunst stürzen unter den Bomben zusammen. Mit seinem Volke stirbt Velazquez. Und diese Stunde, da die heroische Stadt, deren Könige einst Europa vor dem Ansturm der Araber gerettet haben, sich im Todeskampf windet, haben Mussolini und Hitler gewählt, um die Regierung Francos des Afrikaners anzuerkennen. Wahnsinnig sind, die nicht sehen, daß eines Tages ihr verpönderliches Handeln auf ihre eigenen Völker zurückfallen und daß die Barbarei die Fackeln gegen ihre eigenen Städte schleudern wird! Nach Madrid und Barcelona (denn morgen schon wird Barcelona bombardiert werden) ist die Reihe an

Rom, Berlin, London, Paris ... Menschheit, an dich geht der Ruf: Spanien zu Hilfe! Uns zu Hilfe! Euch zu Hilfe! Denn ihr seid es, wir sind es, die bedroht werden. Laßt nicht diese Frauen, diese Kinder, diese Schätze der Welt zugrunde gehen! Wenn Ihr schweigt, so werden morgen eure Kinder, eure Frauen, alles, was ihr liebt, zugrunde gehen. Wer wird den verheerenden Brand eindämmen können, wenn ihr ihn nicht bei seinem Ausbruch löscht? Die ganze Welt wird in Flammen aufgehen. Rasch! Erhebt euch, schreit und handelt! Wenn wir schon diesen Krieg nicht verhindern konnten, so laßt uns die Achtung jener Gesetze erzwingen, die die internationalen Abkommen gebieten, laßt uns die Wehrlosen, die Unschuldigen retten. Ueber alle Unterschiede der Rassen, der Parteien, der Religionen hinweg, möge eine gleiche Kraft die Völker vereinen und vorwärtstreiben, damit sie den Opfern zu Hilfe eilen. So erweise sich inmitten der Raserei des Krieges die Brüderlichkeit aller Leidenden, aller Lebenden!

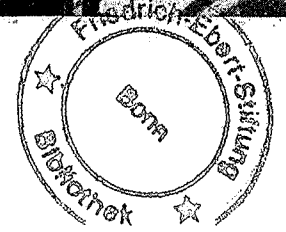
Romain Rolland.

Gegen diese begann der Kampf der »Befreier«



Frau aus dem Volke mit ihrem Enkel

C 95 - 00423





Ein Bauernmädchen — Ihr lachst noch das Leben

Wie die Bauern in Spanien gelebt haben

(Ein unverdächtig Zeugnis)

„An den Hungerlöhnen andalusischer Landerarbeiter, die für das heutige Spanien so verhängnisvoll geworden sind, war weniger die ausbeuterische Härte der Großgrundbesitzer schuld, als ihre Volkstrenntheit und Bequemlichkeit. Sie verzehrten ihre Einkünfte in ihren bequemen Madrider und Pariser Villen und überließen die Besorgung ihrer ausgedehnten Güter Verwaltern, Pächtern und sonst spekulativen Mittelsleuten, welche die Löhne der Arbeiter unverschämt drückten und den größten Teil des Ertrages der Getreide- oder Wein-ernte in ihren eigenen Säcken verschwinden ließen. Wenn nun eine der häufigen Dürren eintrat und die Ernte zugrunde ging, so hatten diese spekulativen Leute ihr Schäfchen wohl im Trocknen, aber der Landerarbeiter wurde nicht mehr bezahlt und mußte hungern.

Ohne uns in Sevilla aufzuhalten, fuhrren wir in die sonnenverfengte, von der Dürre schwer heimgesuchte Ebene hinaus, ins schwarze Spanien. Schon auf der Fahrt waren mir hier und da merkwürdig geformte Strohhaufen aufgefallen. Sie sahen aus wie kleine Negerhüften. Und wahrhaftig — aus niedrigen Oeffnungen krochen Menschen, zerlumpte Kinder, Frauen und Männer. Sie haben hier ihr Obdach

und teilen es oft noch mit dem Kleinvieh. Solche Unterschlupfe sah man oft haufenweise zu einer Art Kraal vereint.

Gegen Mittag kamen wir am Bahnhof des Landstädtchens Lebrija an, dem der erste Besuch meines Freundes galt. In seiner Umgebung hatte eine mir bekannte Adelsfamilie ihren Grundbesitz, weshalb mich der Ort besonders interessierte. Im hohen Staub gingen wir vom Bahnhof nach dem Städtchen, weiten, welligen Saatenfeldern entlang, die sich zwischen grauen Olivenreihen gelblich dehnten, unheilverkündend welk, fast schon verdorrt. Unsern Weg säumten staubweiß gepuderte Agaven. Ueber blendend weißen Fassaden und schwärzlichen Dächern flimmerte ein schlanker, weißer Kirchturm. Ein von der Sonne ausgedörrter Bursche trug uns das wenige Gepäck und führte uns an Häusern mit mürrisch geschlossenen Balkonen und schweren Gittern nach dem einzigen Gasthaus des wie ausgestorbenen Ortes.

Durch einen langen, engen Gang kamen wir in ein weißes, reinliches, mit roten Plättchen belegtes Säulenhöfchen. Ein schlankes Mädchen in feier Haltung mit großen, schwarzen Augen, eine blutrote Nelke im Stirnhaar, hieß uns gemessen willkommen. Gleich nach dem einfachen

Essen folgte ich meinem Freund, der keine Zeit zu verlieren hatte, ins Kasino, den Klub, der in keinem spanischen Städtchen fehlt. Der Klub war leer, verschlafen; aber wir fanden schließlich eines seiner Mitglieder, das uns Aufschluß gab über die Ursache der trostlosen Verhältnisse. Die Dürre hatte die Saaten vernichtet, die Phylloxera die Reben; die Kleinbauern waren außerstande, ihre Pacht zu bezahlen, die proletarischen, landlosen Landerarbeiter waren ohne Arbeit und ohne Unterstützung und mußten hungern. Wohl war die Konzession zum Bau einer neuen Straße schon erteilt worden, was ihnen Arbeit und Brot hätte bringen können. Aber bis es der faulen Madrider Bürokratie beliebte, die Anordnungen zur Durchführung der Arbeit zu geben, bis alle die Formalitäten, alle die vorschriftsgemäßen Schreibereien erledigt und alle die unerlässlichen Kommissionsitzungen abgehalten worden waren, konnten diese Landerarbeiter hier längst verhungert sein.

Wir sahen sie langsam, traurig, finstere blickend durch die Straßen von Lebrija schleichen, schlapp, wie vernichtet, wir sahen sie auf dem Dorfplatz herumhocken, aufstehen und wieder davonschleichen, die Klagen ihrer Weiber und Kinder anhören, zum

Andalusische Bäuerin

Den fleißigen Händen gab ein fruchtbares Land reichlich Ernte . . . doch sie genossen nicht seine Früchte!

hundertsten Mal die Hauptstraße auf- und abgehen, bald mutlos resigniert, bald in wilder Empörung.

Mein Freund lud dann einige dieser Landerarbeiter ins Kasino, damit sie sich ihm eingehend über ihre Lage äußerten. Es kamen etwa ein Duzend älterer und jüngerer Männer, fast alle verheiratet und mit Kindern. Sie kamen in ihren engen, schäbigen Kitteln aus weißem Leinwandzeug. Alle hatten sie von der Sonne gedörrte, abgemagerte Gesichter, eingesunkene Augen. Alle saßen steif da, die Hüfte auf den Knien. In besseren Jahren mochten sie gutmütige und fröhliche Leute gewesen sein; jetzt waren sie finster, verbittert durch das Elend. Aus ihren lebhaften Antworten an meinen Freund ergab sich, daß sie jetzt während der Krise von den Gutsbesitzern und ihren Pächtern seit Monaten 60 Centimes Tagelohn erhielten. Dafür kauften sie Brot und kochten es in Wasser. Das war ihre Nahrung. In normalen Zeiten erhielten sie drei Reale (75 Centimes) täglich, dazu drei Pfund Brot, ein Viertelpfund Öl und etwas Essig. Auf die Frage, welchen Mindesttagelohn sie für sich und ihre Familien brauchten, rechneten sie gemeinsam, umständlich und genau, indem sie alle notwendigen Ausgaben berücksichtigten, einen Tagelohn von zweieinhalb Peseten für eine Familie aus, etwa zwei Schweizerfranken! — Mein Freund beriet nun eingehend mit ihnen, was zur Verbesserung ihrer Lage getan werden könnte. Da ergriff einer der jüngeren, der bisher zu allem geschwiegen hatte, das Wort. Heute, in der Revolutionszeit, wäre er einer von denen, welche die Massen mitreißen und leiten. In berebten Worten schilderte er die furchtbaren Mißstände, wies auf die mangelnden Bankkredite hin, die dem Kleinbauern den Ankauf von Land verunmöglichten, auf die Blutsaugergewirtschaft der Großpächter und Spekulanten, die dem Kleinbauern unverhältnismäßig mehr abnahmen, als sie dem Grundbesitzer abgaben. „Aber alle unsere hundertmal geführten Beschwerden verhallen wirkungslos!“ rief der Wortführer der Landerarbeiter erregt aus, „und wenn wir um Erlaubnis bitten, eine Versammlung abzuhalten, um über unsere Lage zu beraten und eine Eingabe an die Regierung zu machen, schickt man uns vierzig bis fünfzig Zivilgardisten auf den Hals, die uns ihre Gewehrläufe zeigen. Ein anderes Mittel, die soziale Frage zu lösen, kennt die Regierung offenbar nicht.“ Dann wurde er wieder ruhiger, und er schloß bedeutungsvoll: „Wir sind dessen nun schon müde.“

Man konnte sich schon damals bange fragen, was nach dieser „Müdigkeit“ kommen werde. Die Antwort hat mir nach 35 Jahren eine Zeitungsmeldung gegeben. Danach war eben jenes Landstädtchen Lebrija bei Sevilla schon Monate vor dem jetzigen Bürgerkrieg in vollem Aufbruch.

(Neue Zürcher Zeitung)



Die Großgrundbesitzer

Vom Grund und Boden Spaniens gehört die Hälfte 10 000 Familien. In die andere Hälfte müssen sich zehn Millionen teilen. Die zehntausend Reichen verpachten ihr Land an Zwischenmeister, die es für wucherische Preise weiterverpachteten. Darum essen die spanischen Bauern niemals Fleisch. Einer der allergrößten Grundbesitzer, der Herzog von Alba, lebt heute in England, wo er auf den Sieg Francos wartet. Er beklagt sich im »Manchester Guardian« über die Zerstörung seines Madrider Palastes. Dabei stellte sich heraus, daß er darin ein Badezimmer aus purem Gold eingebaut hatte.

Als die Volksfront kam

Ein Journalist erzählt

„Zweitausend Autokilometer spanischer Erde liegen heute hinter mir. Ich wollte sehen, wie das Volk lebt, ich wollte der Nation den Puls fühlen. Auf gleichmäßigen guten Straßen durchquerte ich die Provinz Toledo und rastete in Cáceres, um dort die Agrarverhältnisse zu studieren. In Mérida, der alten Eremita Augusta, schlief ich zur Nacht in einem Kloster, rollte nach Badajoz, der in Wellingtons Tagen einst heiß umstrittenen Grenzfestung gegen Portugal, hummelte durch die Dörfer, unterhielt mich mit den Bauern und kam dann nach Sevilla. Die Rückreise führte mich durch Córdoba, in alten Zeiten Mittelpunkt der maurischen Zivilisation, Ciudad Real, Toledo, Madrid und endlich nach der katalonischen Hauptstadt Barcelona. Ich sah Oliven und Ziegen, Korkeichen und Weizen, Rebenn und Hafer, Schafe und Gänse und Palmen und Kakteen, sah

prächtige Städte, malerische Dörfer, ritterliche Burgen, maurische Türme, schöne, neue Schulen — die hat die Republik gebaut — prunkende Schlösser und demütige Hütten, farbenprächtige Landschaften voller Reiz, immensen Reichtum und abstoßendes Elend, ein Land mit ruhmvoller Vergangenheit, glänzenden Zukunftsmöglichkeiten und trüber Gegenwart. Ich pilgerte auf den „Puntero“, Schoßkind der vielgerühmten Bodenreform dieser Regierung. Ich reiste bei Tag und tief in die sinkende Nacht, und der einzige Unfall, der mir zustieß, war der Verlust eines neuen Londoner Hutes, der dank der Unachtsamkeit eines Kollegen über Bord rollte.

Weit ab vom Geschwätz verbrauchter Madrider Cafés sprach ich auf dieser Reise mit Gutsherren, Bürgermeister, Regierungsbeamten, mit den Bauern, ihren Weibern und ihren Kindern, vor allem aber mit den

„Puntero“. Das ist ein Bauer, der ein Maultiergespann und manchmal ein bißchen, in der Regel jedoch überhaupt kein Land sein eigen nennt. Seine und seiner Tiere Arbeitskraft verkauft er dem Großgrundbesitzer. In Extremadura, in Andalusien und Kastilien ist der Großteil der Landleute landlos. Das ist der Urgrund ihres Elends. Es ist der eingestandene Zweck von Azanas Bodenreform, dem „Puntero“ Land zu geben, möglichst auch dem „Bracero“, der weder Maultier noch Land besitzt, nur seine beiden Arme. In Cáceres steht die Bodenreform unter der Leitung Senor Felipec de la Fuente; wie er mitteilte, sind dort etwa 70 000 Hektar an rund 25 000 Punteros verteilt worden; und George Montojo, der in der Provinz Badajoz die gleiche Funktion versteht, sagte, daß dort 45 000 Punteros 120 000 Hektar erhielten. Wenn man von bedeutungslosen Versuchen in Cadix, Salamanca und Toledo abliest, so ist die Agrarreform bis zum heutigen Tage auf diese beiden Distrikte beschränkt geblieben, und hier verbrachte ich daher den größten Teil meiner Zeit.

In Barcarrota, einem weißgetünchten Dorf der Provinz Badajoz, gerieten wir in eine sozialistische Versammlung. An 200 Frauen, fast alle in schwarzer Kleidung, saßen schon in der Casa del Pueblo, dem Volkshaus, um die Abgeordnete Marguerita Nelsen sprechen zu hören. Aber Marguerita, wie sie hier allgemein genannt wurde, kam nicht, sie hatte in Madrid zu tun. Ob ich der Versammlung einige Fragen vorlegen wolle? Ich wollte. Als ich das primitive hölzerne Podium bestieg, waren an 300 Männer und Frauen in der Halle versammelt.

Ich fragte: „Warum seid ihr Sozialisten?“

„Wir wollen frei sein!“ antwortete eine Frau.

„Und weil wir nicht Hungers sterben wollen!“ fügte eine andere hinzu.

„Habt Ihr nicht genug zu essen?“

Die Antwort bestand in einem dröhnenden Gelächter.

„Wer zweimal in der Woche Fleisch isst, hebt jetzt die Hand,“ schlug ich vor. Keine Hand hob sich.

„Wer ist einmal in der Woche Fleisch?“

Nicht eine einzige Hand flog in die Höhe.

Dann stand eine Frau auf und erklärte mir, daß die Verpflegung der meisten aus Gemüsesuppe und schwarzem Kaffee bestehe. Brot äßen sie, wenn sie es hätten, manchmal auch Sardinen.

„Bekommen eure Kinder Milch?“

Ein paar Frauen mit Säuglingen im Arm wiesen auf ihre Brüste: „O ja,“ rief

eine, „so lange hier etwas drin ist, aber nachher nicht einen Tropfen!“

Manchmal gehen die Männer ohne Frühstück zur Feldarbeit und essen zur Nacht eine Suppe.

Ich wechselte das Thema: „Hat Euch die neue Regierung Land gegeben?“

Ja, alle hatten Land erhalten und hofften, daß sie nun etwas besser leben würden. Aber wovon sollten sie bis zur nächsten Ernte leben? Sie hatten kein Geld für Geräte, Vieh oder Saatgut.

„Ja, Land hätten wir jetzt wohl,“ meinte ein Mann, „aber so wenig, daß man davon nicht anständig leben kann.“ Lauter Beifall begrüßte diese Formulierung.

„Und jetzt wollt Ihr wohl alle kleine Kapitalisten werden?“

Diese Perspektive erregte allgemeine Heiterkeit. „Kann schon sein, daß wir eines Tages noch wie Menschen leben werden und nicht mehr wie das liebe Vieh! Wenn wir andere nicht für uns arbeiten lassen, so sind wir doch keine Kapitalisten! ... Das hat doch die Natur selbst gewollt, daß der Boden den Bauern gehören soll! ... Wir bleiben schon Proletarier und Sozialisten!“ Es war nicht einfach, dieses Bombardement abzustellen, Spanier sind so temperamentvoll. Mein Publikum hatte an dem Frage- und Antwortspiel Gefallen gefunden, und plötzlich hatte ein jeder etwas zu sagen.

„Was wird aus den Gutsherren?“

Hohnlachen. „Laßt sie nur ein bißchen weinen,“ beantragte eine Mutter, „wir haben unser Lebtage geweint.“

„Wenn jetzt aber die von rechts wiederkommen und euch das Land wegnehmen?“

„Erschlagen müßten sie uns zuvor ... Die dürfen wir nie wieder ans Ruder lassen ... Die können uns auch nicht zwingen, weiter zu hungern!“

Endloses Gelächter beantwortete meinen Vorstoß, daß jetzt die Kirchgänger die Hand heben sollten. Keine Hand zu sehen. Keines ihrer Kinder ging in eine konfessionelle Schule. Die jüngeren Frauen waren alle nur standesamtlich getraut.

Nur drei der über fünfunddreißigjährigen konnten lesen oder schreiben; auch unter den Jüngeren gab es viele Analphabeten. In der Provinz Cáceres gibt es 61,6 Prozent Analphabeten.

„Was wollt Ihr nun?“ fragte ich weiter.

„Mehr Land!“ scholl es von allen Seiten.

„Wir wollen gesunde Kinder aufziehen. Und einen sozialistischen Staat wollen wir, wie die Russen!“

„Wer ist euer Führer?“

„Largo Caballero! Largo Caballero! Viva Largo!“

Dunkle Wolken über den welligen Hügeln. Wir mußten aufbrechen. Erst um Mitternacht erreichten wir Sevilla.

Jegendswo bei Trujillo, auf dessen Hauptplatz ein fürchterliches Reiterdenkmal den Ruhm seines berühmtesten Sohnes, Francisco Pizarros, des Eroberers von Peru, verkündet, hielten wir an und unterhielten uns mit einem pflügenden Puntero. Wir winkten ihm, näher zu kommen, doch als ein echter Spanier antwor-

tete er mit einem gelenden „Halb und halb!“ und so stapften wir denn 50 Meter weit durch trockenen, frisch aufgeworfenen Ackerboden, Eigentum des Grafen von Torreares. Unser Puntero hieß Jacundo Martin und war 24 Jahre alt. Dies hier waren die Maultiere und das Land seines Vaters; die Regierung hatte den Grafen gezwungen, sein Gut in 24 Parzellen aufzuteilen und diese an Punteros zu verpachten. Jeder erhielt 7 Hektar, fast ausreichend, aber nicht ganz. Als Mittagssmahl hatte Jacundo eine Schnitte Pöckelfleisch und etwas Brot bei sich, die er aus seinem drei Meilen entfernten Heimatdorf morgens mitgenommen hatte. Manchmal gab es zu Mittag auch nur trockenes Brot. Die mit Land beteiligten Punteros seien zufrieden, mit der Zeit würde es ihnen wohl besser gehen. Sollte es notwendig werden, noch einen 25. Puntero auf dem Gute unterzubringen, nun, dann würde man eben ein wenig zusammenrücken und ihn Platz machen. Bei den Wahlen gebe seine Familie ihre Stimmen dem Sozialisten. Nein, ein Kirchgänger sei er nicht, noch sei es sein Vater oder seine Mutter. „In die Kirche gehen bloß die Reichen, unser Ratur wird bald zusperren können, zu tun hat er jedenfalls nichts.“ Jacundo war ledig, denn er hatte kein Maultiergespann.

„Wer hat euch das Land gegeben?“

„Die Republik,“ erwiderte er, „aber die Pacht ist viel zu hoch.“

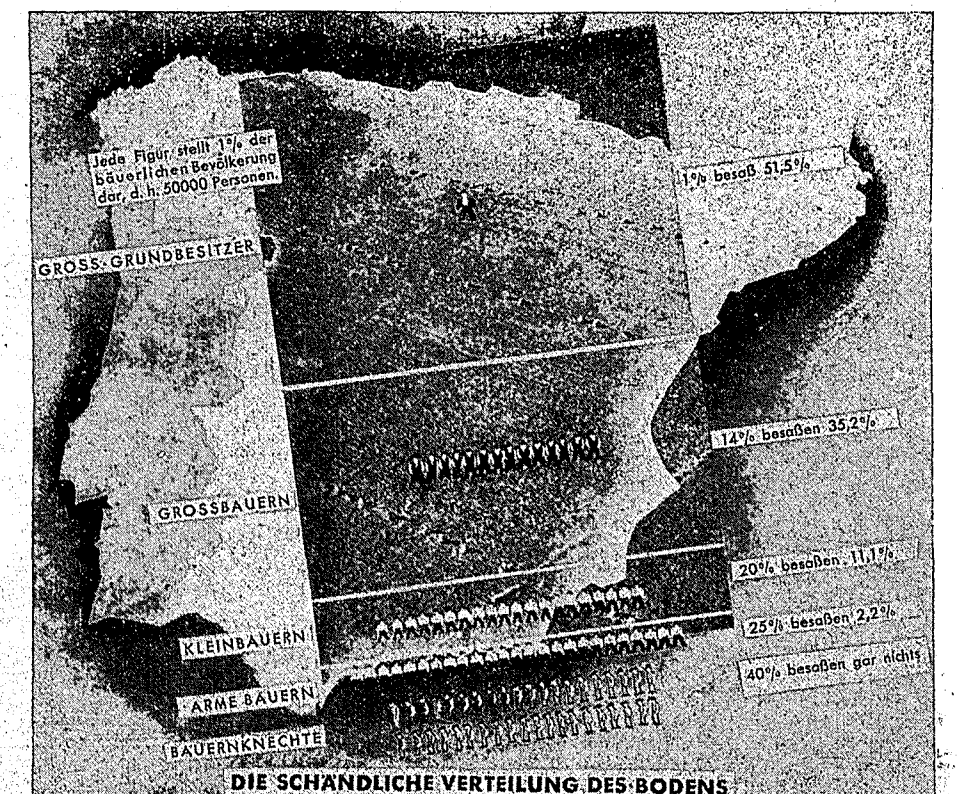
Auf der Plaza von Cáceres begegneten wir drei wild ausschauenden Punteros in

vielfach gestickten Anzügen und gewaltigen, schwarzen Sombreros. Sie kamen aus dem Bergsdorf Malpartida de Cáceres, wo unlängst 6000 Hektar Gutsboden an Punteros verpachtet wurden. Jeder erhielt vier Hektar. Der Pachtzins war noch nicht festgesetzt, und sie wußten auch nicht, wie lange sie das Land behalten dürften, noch ob sie vielleicht weiteres Land dazu bekämen. „Aber etwas Land haben wir jetzt, und das ist ein guter Anfang,“ erklärte der eine. „Früher saßen wir im Käfig. Aus dem sind wir heraus,“ meinte der andere.

Nach vielen, vielen Unterhaltungen dieser Art, nach Diskussionen mit vielen Beamten des Instituts für Agrarreform und anderen Spaniern fühle ich mich berechtigt, einige Schlüsse zu ziehen: Die Verpachtung eines nicht ausreichenden Streifen Landes an Menschen mit zwei mageren Maultieren und ohne Geld ist keine Lösung des spanischen Bodenproblems. Da wird man schon zu kühneren und weiterreichenden Neuerungen greifen müssen. Allein die provisorischen Maßnahmen, ihre Fortsetzung und Erweiterung sind in den Augen der Landbevölkerung die Verpflichtung, ihr Los zu verbessern. Sie wird sich gedulden und hoffen. Sie wird zunächst keine Forderungen stellen und kaum an dem Versuch einer revolutionären Lösung teilnehmen, es sei denn, daß die reaktionäre Rechte unvernünftig genug wäre, die beschränkte Bodenreform Azanas rückgängig machen zu wollen.“ Louis Fischer.

Der Grund des Sieges der Demokratie bei den Wahlen von 1936 und die tiefen Ursachen des militärischen und faschistischen Aufstandes

Was man zu lange als spanischen Bürgerkrieg bezeichnet hat, erscheint heute im wahren Lichte. Es handelt sich nicht um eine Frage innerer Uneinigkeit. — Die letzten Wochen, die Spanien durchgemacht hat, haben der ganzen Welt die Bedeutung dieses schrecklichen Blutbades aufgezeigt. Die Ursache und die Ausdehnung der Aufstandsbewegung sind der direkte Ausfluß des Willens und des Handelns gewisser internationaler Gewalten. Es ist kein Bürgerkrieg, es ist ein Krieg auf spanischem Boden. Ist es nicht höchste Zeit für uns alle, das zu begreifen?



Junge Frauen, zum Markt gehend mit typisch südländischer Tragart

... als Franco kam

Die »nationalen Befreier«



Marokkaner und

Ein Pfarrer gibt Zeugnis

„Die Wahlen vom 16. Februar brachten einen Sieg der „Volksfront“, das heißt der Koalition von Republikanern und Sozialisten. Der Ausgang der Wahlen, in denen übrigens die Republikaner weit mehr Stimmen und Abgeordnete erlangten als die Jogen. Sozialisten und Kommunisten, war eine beredte Antwort des Volkes auf die über zweijährige Gewalt- und Willkürherrschaft der jesuitisch-plutokratischen Rechten. Ungeheure Bestürzung ergriff beim allmählichen Bekanntwerden der Ergebnisse die bisherigen Machthaber. Im Vertrauen auf die Macht ihrer unerschöpflichen Geldmittel und der von ihnen kontrollierten staatlichen Organe hatten sie felsenfest geglaubt, die Wahlen zu ihren Gunsten wenden zu können und fielen nun aus allen Wolken. Jubel und Freude auf der Gegenseite waren um so größer. Tagelang durchzogen die Volksmassen die Straßen Madrids, aber ebenso wie seinerzeit bei der Ausrufung der Republik, in vollkommener Ordnung. Kein Schuß fiel, kein Tropfen Blut floß, keine Kirche wurde geplündert oder gar verbrannt. Die Freude über den Sieg hatte alle Rache- und Haßgedanken verschlungen.

Aber unterdessen hatten die Unterlegenen ihre erste Bestürzung überwunden. Sie wagten sich allmählich aus ihren Verstecken hervor, fest entschlossen, durch Gewalt zu erzwingen, was sie im ehrlichen Wahlkampf verloren hatten. Der Plan war durch skrupellose Beeinflussung der ausländischen Presse, durch Kapitalflucht, vor allem aber durch Provokation der Massen Unruhe und Verwirrung zu säen, um

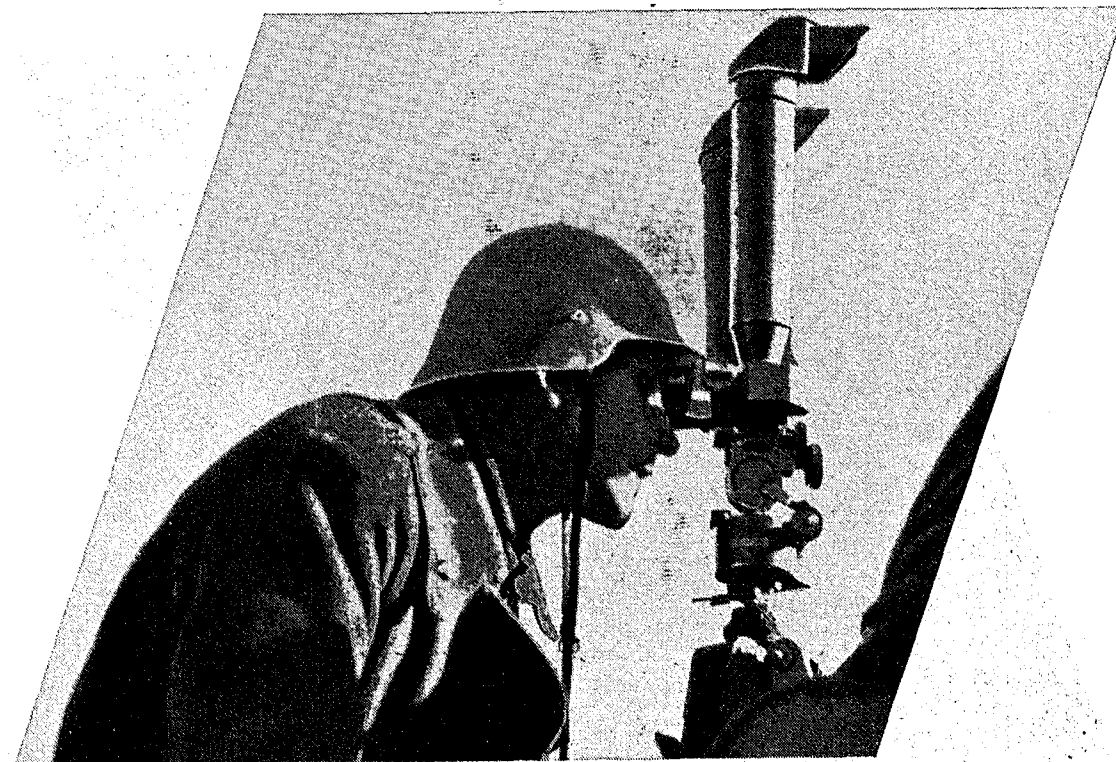
in der dann zu erwartenden allgemeinen Anarchie im trüben zu fischen. Sie wußten nur zu genau, daß die Geduld des Volkes nach der langen Bedrückungszeit am Ende sei und dieses Wissen läßt ihr Vorgehen als besonders zynisch erscheinen. Mit kleinen Dingen fing es an: Ein sozialistischer Leichenzug zieht durch eine der Hauptstraßen Madrids. Plötzlich erscheinen auf dem Balkon eines anliegenden Hauses drei „Damen“ und beschimpfen das Trauergeleite. Das Volk wird unruhig, hält aber noch an sich. Da (puck (!) eine der drei auf den Leichenwagen! Das Volk gerät in begreifliche Wut. Sie schiden sich an, das Haus zu stürmen, um die „Damen“ aus dem Fenster zu werfen. Gerade noch zur rechten Zeit trifft ein Polizeiauto ein. Ostentativ schnallen sich die Beamten die Waffen und Gummihüpfel ab. Waffenlos mischen sie sich unter das Volk: Quietos, Quietos, se hara justicia! (Ruhe, Ruhe, euch soll euer Recht werden!) In ihren Bemühungen werden sie von den Führern der Demonstration unterstützt und so gelingt es, das Volk zu beruhigen. Die Damen werden verhaftet und der Zug zieht friedlich weiter.

Aber bald kam es zu ernsteren Ereignissen. In wenigen Tagen wurden allein in Madrid vier Attentate auf bedeutende Führer der siegreichen Parteien verübt, von denen wie durch ein Wunder nur eins tödlichen Ausgang nahm. Die Täter waren Mitglieder der fanatisierten Kampfgruppen der sog. Falangisten, in Spanien nichts anderes als eine Tarnung der klerikal-monarchistischen Jugendverbände. In den Kirchen hob man ihre Versammlungen aus

und bei einem Attentat sollen die Revolverhelden vor der Tat in einer katholischen Kirche die Kommunion genommen haben! Und wie in Madrid, so ging es im ganzen Lande. Die Großgrundbesitzer setzten Pächter und Tagelöhner auf die Straße: „Laßt euch doch von der Republik zu freies geben!“

Da riß die Geduld des Volkes. Als Antwort auf die Herausforderungen der Rechten brannten an vielen Orten Spaniens die Kirchen nieder. Warum gerade die Kirchen? Nun, in diesem Lande ist die römische Kirche von jeher in den Augen des Volkes der Inbegriff aller Tyrannei und die mächtige Beschützerin der wirtschaftlich und sozial herrschenden Oberschicht gewesen, und das stimmt leider nur zu sehr: In Madrid gingen zwei Kirchen, Sankt Ignatius und Sankt Luis in Flammen auf. Bei der ersten macht ihr Name, der derjenige des Gründers des verhaßten Jesuitenordens ist, jeden Kommentar überflüssig. Die zweite galt auch als Zufluchtsort der Jesuiten, zudem aber war Stadtbekannt, daß vor ihrer Tür die sogenannten Jungfrau Maria verkauft wurden. Junge Männer und Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen rissen sich um sie. Ein besonders wirkungsvoller Absatz? Amulette neuester Mode? Nein, unter dem frommen Namen verbarg sich ein widerwärtiges Kuppler- und Zuhältergeschäft, dessen Einzelheiten unmöglich beschrieben werden können. Erst der Brand der Kirche hat diesem Skandal ein jähes Ende gesetzt.

Auf dem Lande drangen die vertriebenen Tagelöhner mit Gewalt in die Güter



... Deutsche

ein, um den Ihren Brot zu schaffen, hier und da brannte das Café der reaktionären Parteien oder die Druckerei der Jesuitenzeitung nieder. Es war unvermeidlich, daß die Erbitterung des Volkes in manchen Fällen über eine bloße Vergeltung der Herausforderungen hinauschoß und Unschuldige für die Schuldigen zu leiden hatten. Aber für den, der das Elend des spanischen Volkes, vor allem auf dem Lande, auch nur einigermaßen kennt, ist es nicht nur nicht erstaunlich, daß solche Racheakte vorkamen, sondern vielmehr, daß sie nicht größeren Umfang annahmen. Man muß es gesehen haben, wie Tagelöhner im Dienste der Großgrundbesitzer für einen Hungerlohn von 1.50 Pesetas fast als Leibeigene von Sonnenaufgang bis untergang schlafen müssen, wie sie in Hütten und Höhlen leben, die bei uns selbst für das Vieh zu schlecht wären, wie sie sich von Brot und Zwiebeln, ja, nicht selten von Baumrinde und Gras nähren; man muß wissen, wie in den vergangenen zwei Jahren Tausende von Männern und Frauen, ohne jeglichen Prozeß für Monate ins Gefängnis gesperrt wurden, einzig und allein wegen ihrer Zugehörigkeit zu den Organisationen der Linksparteien, und Wertaufende aus demselben Grunde Brot und Arbeit verloren. Wer dies Elend auch nur einigermaßen kennt, ist erstaunt, daß es nicht zu viel schwereren Unruhen gekommen ist.

Wirkliche allgemeine Anarchie herrschte nur während der wenigen Tage, die die Regierung brauchte, um die Zügel der Macht fest in die Hand zu bekommen. Denn in unglaublicher Verantwortungslosigkeit und mit dem schmählichen Hintergedanken, der neuen Regierung alle nur möglichen Schwierigkeiten zu schaffen, hatten die für die öffentliche Ordnung verantwortlichen Beamten der früheren Regierung, vor

allem die Provinzstatthalter, ihre Posten Hals über Kopf verlassen, ohne das Eintreffen ihres Nachfolgers auch nur abzuwarten. So verfügte die Regierung tagelang nicht über zuverlässige Vollzugsorgane ihres Willens. Seit aber diese ernannt worden sind und von ihrem Amt Besitz ergriffen haben, tut die republikanische, d. h. bürgerliche Regierung alles, was in ihren Kräften steht, um Sicherheit und Ordnung wieder herzustellen.

Freilich, eine gewisse Erregung, eine nervöse Spannung und eine spürbare Unsicherheit über das, was die Zukunft bringt, hat sich der Gemüter bemächtigt. Unversöhnlich stehen sich die bisherigen Machthaber und die zur Freiheit drängenden Volksmassen gegenüber. Immer wieder kommen lokale Zusammenstöße vor, und es ist schwer zu sagen, wer die Schuld daran trägt, die provozierende Haltung der fanatischen Minderheit der klerikal-fascistischen Jugend oder die wachsende Ungeduld der Massen, denen es in ihrer trostlosen Unwissenheit und ihrem dumpfen Elend schwer fällt, zu begreifen, daß eine verantwortungsbewußte Regierung, beim besten Willen und in wohlwollendstem Verständnis für die Not des Volkes, die allerdings bitter nötigen Reformen nur Schritt um Schritt verwirklichen kann, wenn sie kein Chaos heraufbeschwören will. Aber das alles hat mit Kommunismus im landläufigen Sinne nichts zu tun. Es ist Unsinn, zu behaupten, daß der Kommunismus in Spanien Ausflucht habe, und die vielbesprochene Anwesenheit Bela Kuns hat sich als eine fauldicke Lüge herausgestellt. Das Programm, selbst der radikalsten Parteien, enthält im Grunde nur Forderungen, die in allen übrigen Ländern Europas selbst für den Verarmten längst selbstverständliche Errungenschaften sind:

Menschenwürdige Löhne, eine einigermaßen gerechte Verteilung von Grund und Boden und ein Minimum geistiger, politischer, wirtschaftlicher und sozialer Freiheit. Augenblicklich werden allerdings diese Forderungen mit großem Ungestim vertreten und mit sehr wenig geeigneten Mitteln durchzusetzen versucht. Aber ist das ein Wunder in einem Volk, das jahrhundertlang in Dummheit und Unwissenheit in geistiger und materieller Sklaverei geschmachtet hat, und welchem seine Führer, die römische Kirche an erster Stelle, es tausendfach mit der Tat gelehrt haben: „Git via vi,“ durch Gewalt wird die Bahn frei?

Mit Recht sagte der Ministerpräsident Azana in einer Rede, die brennenden Kirchen seien eine späte, aber unausbleibliche Antwort auf die lobernden Scheiterhaufen vergangener Zeiten. Und weiter: Alle großen Fortschritte in der Weltgeschichte müssen durch schmerzliche Opfer und eine gewisse Gewaltanwendung gegen das nicht weichen wollende Alte und Morsche erkauft werden. Die Tragik Spaniens aber ist, daß die Entwicklung zur neuzeitlichen Nation, zu der andere Völker Jahrhunderte Zeit gehabt haben, bisher nicht stattgefunden hat und sich nun die Ereignisse ungestüm zusammenballen. Treffend hat Azana in seiner letzten großen Rede vor dem neuen Parlament gesagt: „Wenn in unserem Land Dinge geschehen, die heutzutage in anderen Ländern nicht mehr vorkommen, so nur darum, weil sie dort schon längst stattgefunden haben. Unser Land hat noch nicht die Umwälzungen und Zusammenstöße erlebt, die im vergangenen Jahrhundert die wichtigsten Staaten Europas erschüttert haben, sondern ist von dem reinen absolutistischen System ohne Übergang zu der gegenwärtigen Staats-

form gelangt. So stehen wir im Leben des spanischen Volkes vor schwierigsten Problemen, wie sie sich auch auf anderen Lebensgebieten des spanischen Volkes wiederholen. Neben und mit den Anzeichen eines Fortschrittes, der sich dem anderen Länder getrost zur Seite stellen kann, finden wir überall solche der Rückständigkeit und Barbarei, wie sie sonst nur einem Volke etwa des 12. Jahrhunderts eigen sind. In der politischen Entwicklung Spaniens muß sich das naturgemäß auswirken. Spanien ist ein merkwürdiges, der Erforschung wertiges Land, aber eben wegen seiner Merkwürdigkeit ist es schwer zu regieren. So sehen wir heute das Erwachen und Wachstum der proletarischen Klassen, die das gleiche Banner erheben wie in politisch weit fortgeschrittenen Ländern und daneben Anzeichen der Rückständigkeit, ja des Rückschlusses, die aus all den anderen Ländern längst verschwunden sind. Warum sind sie es dort, und hier nicht? Weil in Spanien die Entwicklung des 19. Jahrhunderts fehlt. Hätte sie stattgefunden, so würde das Proletariat heute mit einem starken, mächtigen und schöpferischen Bürgertum zu ringen haben, einem Bürgertum, das Spanien auf den Weg des Fortschritts geführt hätte, wie es das tüchtige Bürgertum der übrigen Länder Europas tat. So aber sind wir aus der Zeit des Feudalismus, des Großgrundbesitzes und der Adels Herrschaft ohne jeden Übergang zu den ersten Rundgebungen des Proletariats fortgeschritten, ein Ereignis, das außer in unserem Lande in keinem anderen stattgefunden hat.“

Es ist kein Zweifel, daß diese einzigartige Lage Spaniens, der plötzliche Übergang vom Mittelalterlicher Gebundenheit zu neuzeitlicher Freiheit, den Keim zu mancher Unruhe in sich birgt. Es wird viel-

fach darauf ankommen, ob die Regierung es versteht, die nur zu begreifliche Ungeduld des Volkes zu zügeln, indem sie die schreiendsten Mißstände sobald als möglich abstellt. Sie ist unter Führung des energischen u. klugen Azana dazu auf gutem Wege. Aber nicht weniger wird davon abhängen, ob die bisher allein und unumschränkt herrschenden Klassen Spaniens nun endlich die Zeichen der Zeit erkennen und ihren starren, verständnislosen Widerstand auch gegen die einfachste Neuerung aufgeben. Die letzte Entscheidung aber, und das können wir den Worten Azanas hinzufügen, wird davon abhängen, ob der Neubau des spanischen Volkes von Grund auf mit oder ohne die Lebenskräfte des Evangeliums geschieht. Nach Frieden und Gerechtigkeit sehnt das Volk. Wir als evangelische Christen wissen, wo sie allein zu finden sind. Uns ist die heilige Verantwortung aufgetragen, daß die Sehnsucht des spanischen Volkes eine rechte Erfüllung finde. Wir sind vielleicht auf lange Zeit die einzigen, die diesem armen Volke, das seine entartete Kirche haßt, Aufmerksamkeit für die Botschaft des Evangeliums abgewinnen können. In allen Unruhen der letzten Jahre sind unsere Schulen und Kirchen unverfehrt geblieben. Auch jetzt wieder ist der äußere Bestand der Arbeit, Menschen und Gebäude, von jeder Gewalt unberührt geblieben, abgesehen von einzelnen persönlichen Belästigungen, wo das unwissende Volk die Betreffenden mit denen von der anderen Straßenseite, wie man hier sagt, verwechselt hatte. Während ich dies schreibe, kann ich aus meinem Fenster die Rauchwolken einer brennenden Nonnenschule sehen, die das Volk gestern nacht zum erstenmal anzustechen versuchte und heute mittag zum zweitenmal anzündete. Es ging das Gerücht, die Nonnen

hätten mit Bonbons Hunderte von Arbeiterkindern vergiftet, natürlich ein haltloses Geschwätz, das aber doch zeigt, was das Volk der Kirche und ihren Vertretern alles zutraut. Die Inbrandsetzung der Schule war die Antwort des Volkes auf die felsenfest geglaubte Schauernachricht. Aber niemandem ist es weder gestern nacht noch heute eingefallen, unser Provenir anzugreifen, das nur wenige Schritte, durch zwei Häuser und eine Straße getrennt, von der katholischen Kirche und Schule entfernt ist. Man erzählt sich sogar, diese Nacht habe sich eine Schutzwache aus jungen Arbeitern gebildet, um uns vor etwaigen Gefahren und irrtümlichen Übergriffen zu bewahren. Das mag wahr oder ebenso erfunden sein wie die Vergiftung der Kinder, es zeigt aber jedenfalls, daß das Volk wohl zu unterscheiden weiß. In Granada fehlte nicht viel, daß die Massen unsere kleine Kapelle angezündet hätten, weil sie nur 50 Meter von der Redaktion des dortigen Jesuitenblattes entfernt liegt. Aber ein paar Worte des Pfarrers genüigten, die Leute über ihren Irrtum aufzuklären und friedlich zogen sie ab. Die Sozialisten und Kommunisten schieden in Stadt und Land ihre Kinder auf die evangelische Schule und wählten Lehrer und Evangelisten in ihre Gemeinderäte. So verhaßt Rom und seine Diener sind, so groß ist weithin auch die Ehrfurcht vor Christus. Freilich, sie kennen ihn nicht recht, niemand hat es ja auch gelehrt, sie sehen in ihm oft nur den großen Bahnbrecher irdischer Gerechtigkeit und sozialer Reformen. Unwem ist es, wenn nicht an uns, sie zu seiner rechten Erkenntnis zu führen?“

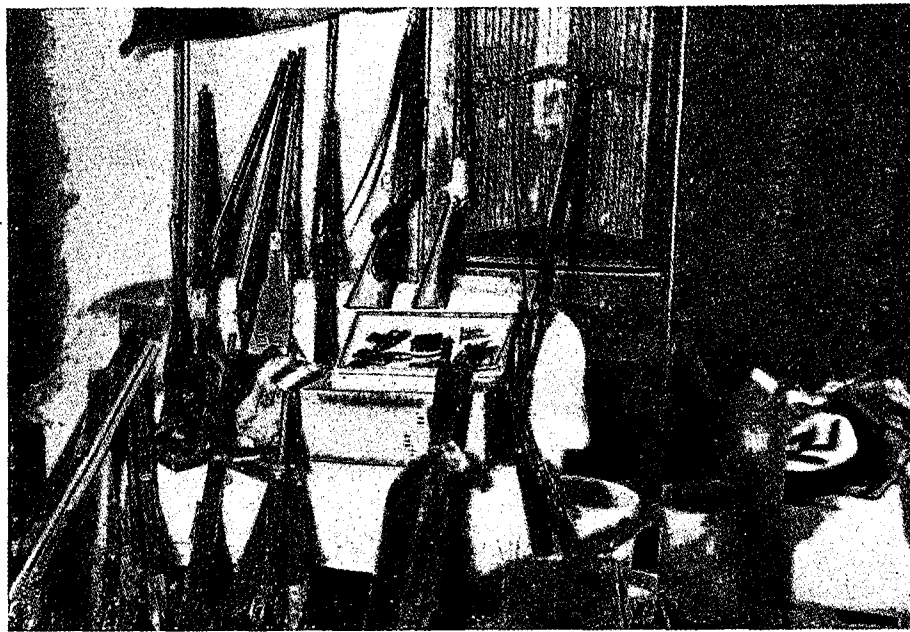
Pfarrer F l i e d n e r, Madrid.



Kämpfer für die
»Zivilisation« und



für das »Christentum«



Und die »nationalen« Waffen

Das sind Waffen deutscher Konstruktion, die man von den Aufständischen erbeutet hat

Ein Engländer

Das angesehene Mitglied des englischen Unterhauses, Henry Brinton hat nach einem Besuch in Spanien u. a. folgende Erklärung abgegeben:

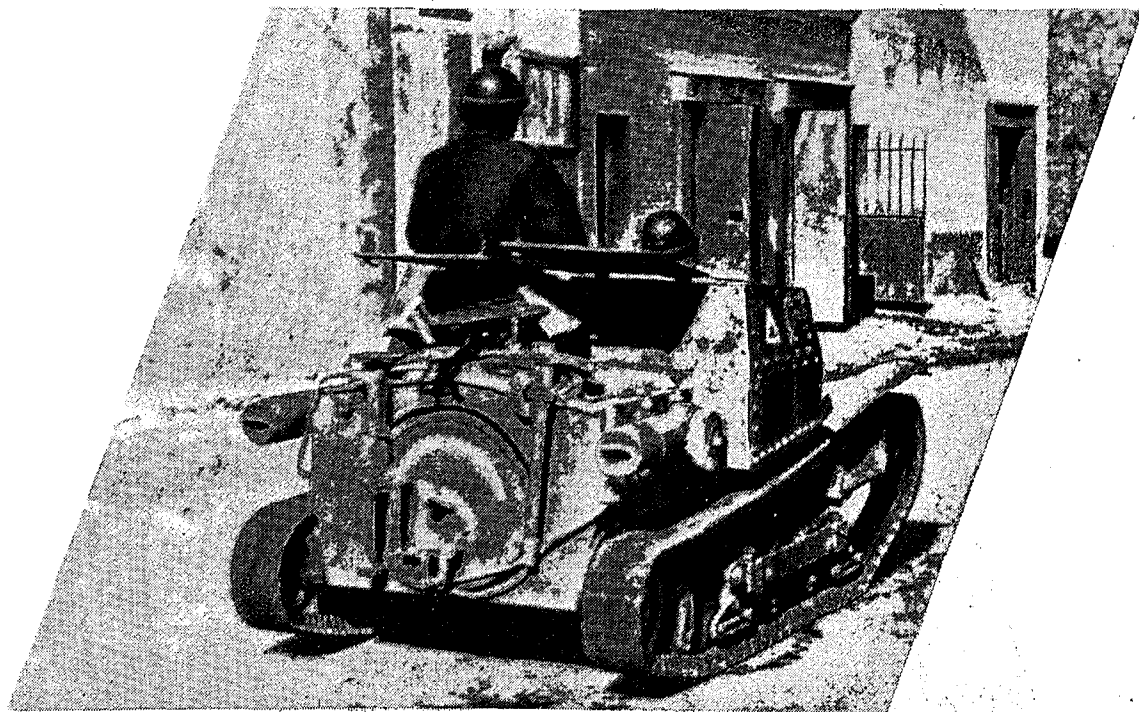
In England weiß man ganz genau, daß die spanische katholische Kirche absolut antichristlich war und in tiefer Korruption steckte. Selbstverständlich kann ein Christ, sei er Priester oder Laie, einen politischen Irrtum begehen, genau wie jeder Befürworter einer andern Religion. Wenn ein Priester das Gewehr ergreift gegen die legal konstituierte Regierung, hört er auf ein Priester zu sein und wird zum Rebellen. Ebenso hört eine Kirche auf Kirche zu sein, die sich in ein Waffenarsenal und Maschinengewehrnest verwandelt. Sie ist

ein befestigtes Gebäude, das die Behörde und die die sie unterstützen, angreifen und zerstören können. Die Frage, wer christliche Prinzipien verteidigt, wird nicht entschieden mit einer Statistik isolierter Vorfälle. Die Wahrheit kommt zutage bei einem Studium der spanischen Geschichte und des Geistes, der im Lande vorherrscht. Die Lebensbedingungen in Spanien der Monarchie waren mittelalterlich. Das Lebensniveau, das Erziehungs- und Kultur-niveau der Arbeiter wäre unerträglich gewesen für eine so mächtige und reiche Kirche wie die spanische, wenn sie in Uebereinstimmung gewesen wäre mit dem wahren christlichen Glauben. Wer seinen Nächsten liebt kann nicht dulden, daß er 12

Stunden am Tage für eine Besete täglich arbeitet.

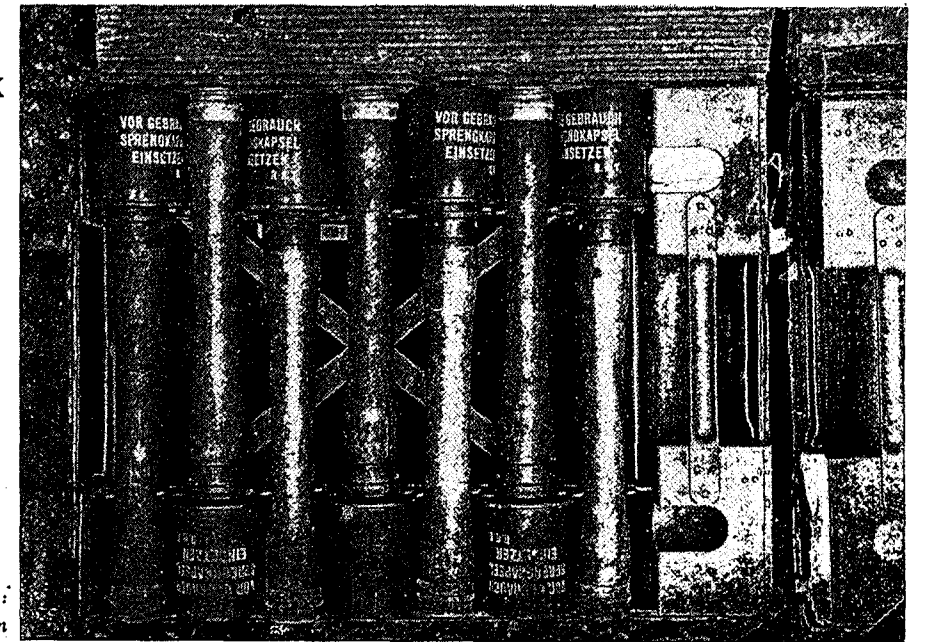
Die Republik wollte diese Verhältnisse verbessern. Sie wollte alle Spanier wirklich christlich behandeln. Die Regierung und alle die Kräfte, die ihr folgen, sind noch immer diejenigen, die die Grundsätze des Christentums in die Praxis umsetzen. Christus lehrte uns, diejenigen, die seinen Namen im Munde führen, nach ihren Taten zu beurteilen. Was können wir dann von einer Kirche sagen, die sich immer allen Bemühungen um Freiheit, Gerechtigkeit und Volkswohlfahrt widersetzt und noch widersteht, die froh darüber ist, Spanien mit Strömen von Blut zu bedecken und daß in den Straßen Madrids unschuldige Kinder gemordet werden, eine Kirche, die Mördern segnet und in ihrem Lande Araber, Deutsche u. Italiener aufnimmt, die gegen die Freiheit, die Gerechtigkeit und alles wahrhaft Christliche kämpfen? Können wir daraus nicht schließen, daß Christus aufs Neue gekreuzigt wird — von seiner eigenen Kirche?

Ich glaube, daß die Christen aller Länder sich im Geiste vereinigen werden mit der Sache der wahren spanischen Christen, die von der Regierung in Valencia verfolgt wird.



Italienischer Tank

Deutsche Handgranaten für das Madrider Volk



Die deutsche Inschrift lautet: Vor Gebrauch Sprengkapsel einsetzen

Wofür die nationalen Truppen kämpfen

Lord Churchill, der bekannte englische Konservative, hat einen Hilfstransport nach Spanien begleitet und erzählt in seinem Bericht darüber, wie er sich mit einem verwundeten und von den Milizen gefangenen Marokkaner unterhalten habe. Dieser bewundert die Freigebigkeit Francos, erzählte von dem hohen Sold, den er erhalten, und von dem er sich ein Bauerngut kaufen wolle, und als Beweis zeigte er

einen deutschen Tausendmarkschein ... aus der Inflationszeit. Als Churchill ihm erklärte, daß dieser Schein überhaupt nichts wert sei, geriet er außer sich vor Wut und Enttäuschung. — Die Spanier waren klug genug ihn frei zu lassen und zu den Aufständischen zurückzufahren, wo er seinen Landsleuten wohl ein Licht aufgesteckt haben wird, was die Zahlungen ... und die Versprechen ihrer Generale wert seien.

(Nach New Statesman and Nation.)

Die Frauen von Madrid

„Non pasaran,“ sagten die Madrider. Sie sagten es nicht nur. Sie handelten. Nicht die Männer allein. Wenn das schlecht bewaffnete unausgebildete Freiwilligenkorps gegen den massiven Einsatz einer von qualifizierten deutschen u. ital. Offizieren geführten, mit dem modernsten Kriegsmaterial überreichlich ausgerüsteten, geschulten Armee siegreich sich hielt, so haben daran Anteil die Frauen von Madrid. Ich spreche nicht von den mutigen Mädchen, die hinter einem Maschinengewehr an der Seite der Männer liegen. Ihren Heroismus in hohen Ehren — über die Zweckmäßigkeit ihrer Verwendung als Milizio-

näre ist man auch hier zumindest geteilter Meinung. Aber ich spreche von den Frauen und Müttern Madrids, die mit wunderbarem Gleichmut die Gefahren und Entbehrungen in der belagerten Stadt ertragen, die mit Heiterkeit und Lebenswärme ihren Söhnen und Männern an der Front Zuversicht und Siegesmut vermitteln. Das sind keine Redensarten. Man muß diese Frauen gesehen haben in den Minuten, daraus Junkers und Capronis 120-Kilo-Bomben 6stöckige Gebäude zusammenklappen machen wie Kartenhäuser — auch diese Metapher ist Realität. Ich habe hier noch keine Panik erlebt. Die Gesichter dieser

Frauen werden härter. Nachher sagen sie oder schreiben sie ihren Männern, daß es notwendig sei, noch besser zu kämpfen. Man hat mir Briefe gezeigt, die spanische Milizionäre an der Front von ihren Müttern erhielten, von Müttern, die nicht im Hinterland patriotische Reden halten, sondern selbst im Feuer stehen, die das Entgehen des Krieges kennen. Man wird einmal diese Briefe sammeln und herausgeben. Sie werden eine der überzeugendsten Dokumentationen dafür sein, wie es möglich war, daß ein waffenloses, kriegsunge-wohntes Volk dem organisierten Ansturm faschistischer Großmächte standzuhalten vermochte; sie sind zudem eine Bürgschaft mehr, daß dieses freiheitsliebende Volk niemals die Herrschaft des Faschismus dulden wird — es sei denn, man rottete achtzig vom Hundert der Spanier aus.

Alfred Kantorowicz.

Katholizismus und Demokratie.

In meiner Eigenschaft als Baske, als Christ, als Demokrat und als republikanischer Minister wünsche ich glühend, daß uns bald ein dauernder Friede zuteil werde: eine Wiedergeburt der Zivilisation im Rahmen sozialer Gerechtigkeit und politischer Freiheit; daß bald die Gewalttätigkeiten und Zerstörungen dieses ungeheuerlichen Kampfes ausgelöscht werden, der heute schon einer Bilanz von Ruinen, Leiden und Schmerzgefühlen hinterläßt und der von der Geschichte jemand klagt, die für ihn verantwortlich sind.

Manuel de Irujo, baskischer Ministerpräsident und Führer der baskischen Nationalisten, welche eine katholische Partei sind, aber auf Seiten der Volksfront kämpfen.

Eine spanische Freundin schreibt uns:

Beim Ausbruch des Militäraufstandes im letzten Juli sah sich der spanische Staat von einem Tag auf den andern nicht nur der Armees beraubt, die ihn hätte schützen sollen, sondern auch vieler anderer Organisationen, die sich entweder den Aufständischen angeschlossen hatten oder die in der Ausübung ihrer Tätigkeit äußerst beschränkt wurden. Dies letztere geschah mit den Vereinigungen, die sich mit der Kinderhilfe befaßten. Die „Junta Nacional de Protección a la Infancia“ und andere Organisationen entsfalteten trotzdem vom ersten Augenblick an ihre volle Tätigkeit. Viele Kinder hatten im Krieg ihre Eltern verloren. Für sie mußte gesorgt werden.

Das Volk, das trotz der Verschiedenheit der Anschauungen sich zusammenschloß, zu seiner Verteidigung ein Heer organisierte, das neue politische, richterliche, verwaltungstechnische und wirtschaftliche Organisationen schuf, hat sich auch der Kinderhilfe, der Armenfürsorge, der Gesundheitspflege angenommen.

Wenige Tage nach Ausbruch des Krieges wurden Kinderheime eröffnet, wo mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt für die Kinder der Milizsoldaten gesorgt wurde. Das spanische Volk zeigte so viel Interesse für dieses Hilfswerk, daß bald mehr Plätze zur Verfügung standen als Nachfragen da waren. Aber nach Verlauf einiger Wochen

waren die Städte, die vom Krieg stärker betroffen wurden, nicht mehr imstande, für alle Kinder zu sorgen. Madrid, das seine Männer an alle Fronten schickte, sah die Zahl seiner Waisen Kinder stets anwachsen. Dazu kamen noch die vielen Flüchtlinge, Frauen und Kinder, aus den Dörfern, die den Aufständischen in die Hände gefallen waren. Alle Gebiete wetteiferten darin, den Madriderkindern zu helfen. Alicante, Malaga, Valencia, Katalonien füllten sich mit Kinderkolonien. Überall verlangte man Kinder. Jeden Tag verließen Züge mit den kleinen Evakuierten die Hauptstadt. Die Gewerkschaften der Eisenbahner und ihre Kontrollorgane stellten Extrazüge zur Verfügung.

Bald fanden die Aufständischen heraus, welche Ortschaften und Gebäude für die Kinder bestimmt waren. Da begannen ihre Flieger Jagd auf die Züge der Evakuierten zu machen und auf die Heime, in denen die Kinder untergebracht sind. Da erwartete man z. B. in Cartagena 200 Kinder von Madrid, die mit der Bahn hierher kommen sollten. Ein Bahnhofgebäude war also zum Empfang der Kinder gerichtet. Milch und Kaffee stand vorbereitet auf dem Tisch — es war schwer gewesen, beides aufzutreiben — aber kein Kind kam an. Kurz vor dem Endziel, in einer Gegend, die sonst nicht Militärschauplatz war, hatte eine Bombe den Zug getroffen. So mußten auch die Kinderheime in Madrid und Umgebung geräumt werden. Immer mehr Kinder werden nach Valencia und Katalonien gebracht. Aber der Mangel an Lebensmitteln wächst. Es fehlen Milch, Zucker, Mehl; es fehlen warme Kleider. Und auch an diese Orte folgen die aufständischen Flieger den unglücklichen Flüchtlingen nach. Aber die demokratischen Länder sind bereit, uns zu helfen. Sie schicken Lebensmittel und Kleider. Sie nehmen Kinder bei sich auf. Wir wissen, sie werden das demokratische Spanien und seine unschuldigen Kinder nicht verlassen.



Verlassenes Dorf. Die Männer sind an der Front. Nur Frauen und Kinder blieben zurück.

Deutsche Mütter

Don Heinrich Mann

Die spanischen Mütter haben an euch Mütter der deutschen Soldaten, einen Aufruf gerichtet: es ist der Schrei bedrängter Herzen. Ihr dürft ihn nicht ohne Antwort lassen.

Hört, was die spanischen Mütter euch sagen. Es ist wahr. Für Frauen und für Mütter, ob spanisch oder deutsch, ist es die einzige lebendige Wahrheit. Sie sagen euch, daß ehrgeizige Männer eure Söhne entführen, damit sie auf unbekannten Schlachtfeldern ihr junges Blut vergießen — warum? Das hegreift keine Mutter, es ist ausschließlich das Geschäft einiger ehrgeiziger Männer. Nichts hat dies Geschäft gemein mit dem Wohl eines Volkes, weder des deutschen noch des spanischen. Eure Söhne, deutsche Mütter, müssen herhalten, weil die Frauen und Männer Spaniens mit ihren ersten Angreifern fertig geworden sind, sie hoflegt und größten Teils aufgerieben haben.

Bedenkt, was das heißt. Aufständische Generale fallen mit einer Armee von Marokkanern in das Land, das sie geschworen hatten zu verteidigen. Der Streich mißlingt ihnen, sie stehen vor dem Zusammenbruch, da holen sie Hilfe aus Deutschland. Warum aus Deutschland? Weil die deutschen Machthaber von der Art sind, daß ihnen nichts daran liegt, ob eure Söhne leben oder sterben. Mit den deutschen Machthabern ist das Geschäft zu machen: sie verkaufen eure Söhne. Die Einzelheiten und die Bomben sind gleichgültig. Nichts keinen Augenblick auf das Gerede von deutschen Interessen, deutscher Ehre. Das Interesse eurer Heimat verlangt zu allererst, daß eure Söhne leben. Die Ehre Deutschlands wäre, gerecht und menschlich zu sein gegen ein Volk, das dem euren niemals ein Unrecht zufügte, und das seine Freiheit verteidigt.

Ihr seht doch, deutsche Mütter, daß eure Söhne keinesfalls dazu geboren sind, die Freiheit fremder Völker zu vernichten: Ihr habt ihnen das Leben gegeben, damit sie selbst einstmals frei und glücklich sein sollen. Dann werden sie geachtet dastehen. Was tun sie jetzt, und wozu werden sie benötigt?

Deutsche Mütter, eure lieben Söhne töten die lieben Söhne anderer Mütter; und nicht nur die Herangewachsenen, sogar die kleinen Kinder müssen sie mit schrecklichen Waffen zerstückeln, müssen Mädchen und Frauen den Leib aufreißen, alte Leute niederstechen, die Städte in Brand stecken, das Land verwüsten; aber das ist nicht alles. Ihre Söhne dürfen sich nicht auf den offenen Kampf beschränken; sie werden angehalten zu morden. Hinter der Front fallen von ihrer Hand die politischen Gegner der aufständischen Generale und der deutschen Machthaber. Was glaubt ihr, deut-

sche Mütter, daß eure Söhne erwartet, wenn sie aus all den sinnlosen Greueln lebend hervorgehen? Keine Ehre, wahrhaftig keine Ehre. Das Geschäft der Machthaber ist schändlich, und wer sich hergegeben hat, es auszuführen, wird Schande davontragen.

Erhebt euch, deutsche Mütter, sagt laut, daß ihr von allem, was vorgeht, nichts wollt, den Tod eurer Söhne nicht, und ihre Entführung nicht. Sprecht aus, was ihr wißt: daß eure Söhne keineswegs freiwillig nach Spanien gegangen sind, sondern sie wurden verschleppt und werden mißbraucht. Freiwillig kämpfen andere Deutsche in Spanien, diese aber auf Seiten der Freiheit, und eure Söhne begegnen ihnen; eure Söhne schießen auf diese

anderen Deutschen. Der eine tötet den anderen und die beiden Deutschen sehen einander ins Auge. Waren aber von der gleichen Mutter geboren und dazu bestimmt, in derselben Heimat glücklich zu sein. Sagt es laut, deutsche Mütter. Wenn ihr wollt, seid ihr stärker als der gewaltigste Machthaber. Seid ihr einig, steht ihr auf und vereint eure Stimmen, dann können eure Stimmen nicht überhört werden, von keiner Macht, von keiner Schlacht.

Hört, was die spanischen Mütter euch zurufen: „Es ist an uns, die Verräter und Genossen zu zwingen, damit der Massenmord junger Deutscher und Spanier aufhört, zum Wohl: Eures Vaterlandes und unserer Heimat.“



DIE PASSIONARIA DENKT DER TOTEN

Solidarität

Die Madrider Arbeiter schaffen ihren verwaisteten Kindern und denen der Flüchtigen ein Heim

Das Heim des 5. Regiments



Eine Frau erzählt

Eine Schweizerin, die bis vor kurzem in Madrid eine Pension führte, berichtet:

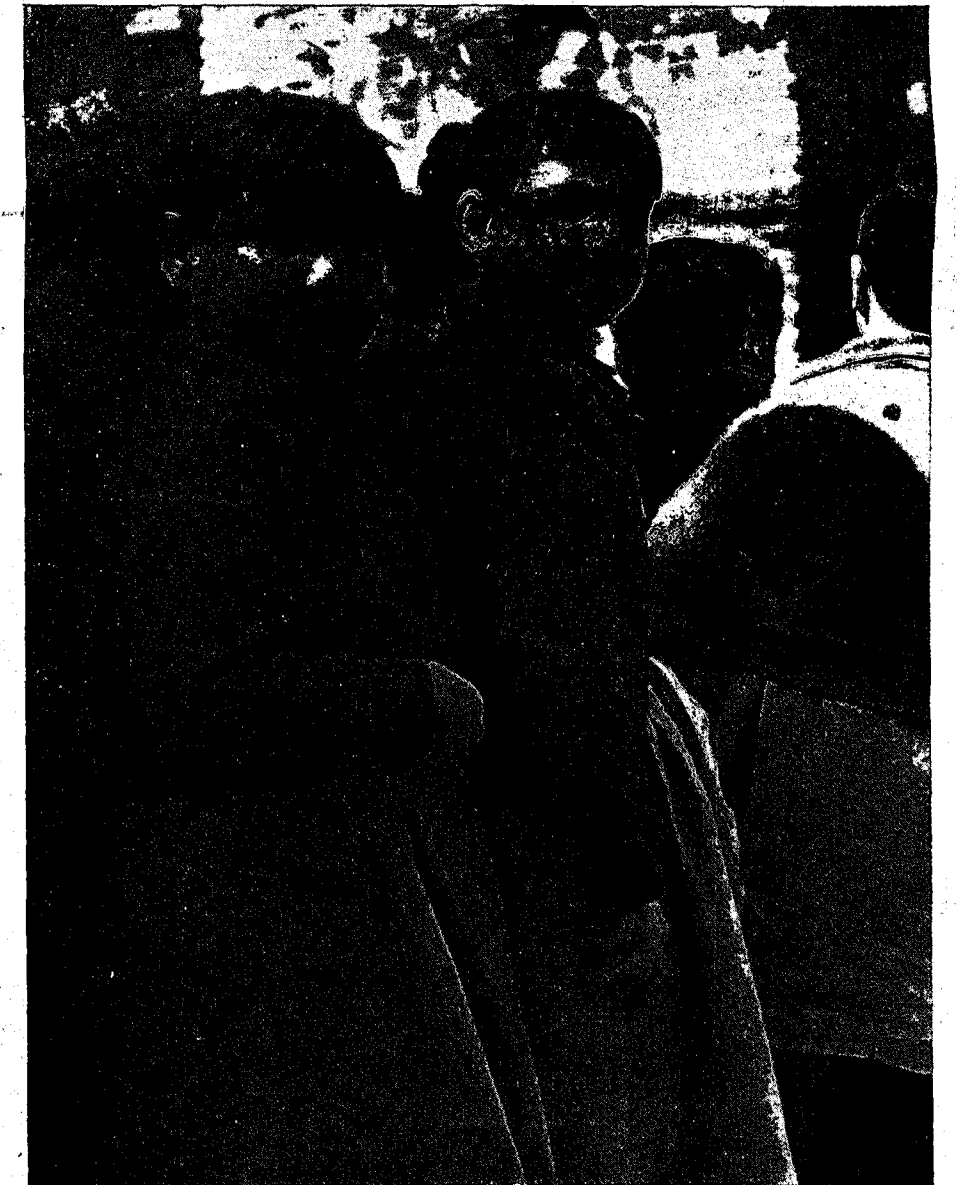
In der Nacht vom 17. zum 18. Juli veränderte sich das Straßenbild Madrids. Der Bürgerkrieg schon lange spürbar, war ausgebrochen. Madrid, die Stadt des Luxus und Reichtums, die Stätte der teuersten Vergnügungen, stand an einem Wendepunkt. Die Gran Via, Alcalá, der Retiro — die glänzendsten Straßen — füllten sich mit ärmlich gekleideten Menschen. Das Madrid der Arbeiter war auf den Beinen. Wie vom Erdboden weg waren die den Besitz verkörpernden Spanier verschwunden.

Nachdem die ersten Straßenkämpfe vorbei waren und Madrid endgültig den Rebellen entworden war, die Hauptstadt der Republik Spanien blieb, verstärkte sich diese äußere Eindrücke. Das jahrelange dumpfe Gefühl der Knechtschaft entlud sich

in echt spanischer Art. Wie ein Hauch kam es über das Volk. Die Straßen waren eine wogende Menschenflut, die „Internationale“ erklang. Jeder wurde in die Wellen der revolutionären Hochstimmung hineingerissen, ob er wollte oder nicht. Die Tramwaywagen stochten in den Menschenballungen, mit Milizsoldaten behängt wie Bienenkörbe mit Bienen, die sich dem Hochgenuss der freien Fahrt hingaben. Jeder trug ein äußeres Zeichen seiner Zugehörigkeit zur republikanischen Sache: ein rotes Taschentuch oder einen roten Schal, eine Mütze oder wenigstens ein Abzeichen. Die noch mangelhafte Ausrüstung sah nur für den, der sich vor jeder Waffe fürchtet, erschreckend aus. Selbst die ältesten Gewehr- und Pistolenmodelle waren begehrt. Dem tiefer Blickenden machte diese zum Teil sehr primitive Bewaffnung keine geringe Sor-

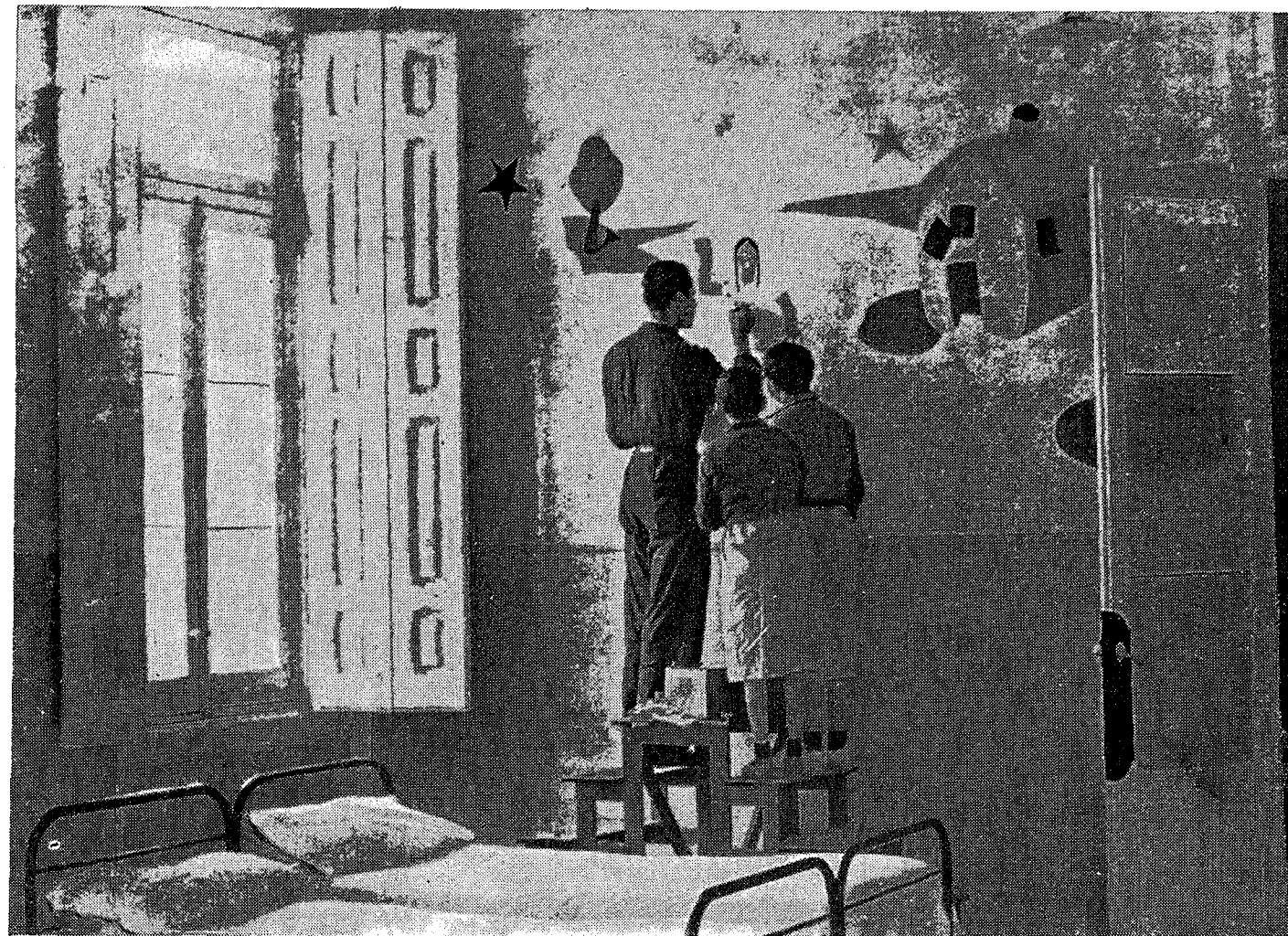
ge. Aber der Enthusiasmus, die echte Begeisterung und der Wille zum Sieg, der diese Masse erfasst hatte, waren so hinreichend, daß man die sich erhebenden Bedenken unterdrückte. Immer wieder stieß man auf eine Gruppe von Arbeitermilizen, die unter sich Gewehrinstruktionen vornahmen. Dieser Unterricht nahm zuweilen knallende Formen an; zum Glück aber gingen die meisten Schüsse in die Luft. Vor den Kaffeehäusern auf den breiten Boulevards beherrschte das Volk und wiederum insbesondere die Miliz das Bild. Ein richtiger Austausch des Publikums! Tag und Nacht waren die Kaffeehäuser überfüllt von diskutierender Miliz, die, das Gewehr zwischen den Beinen, wie selbstverständlich an den kleinen Marmortischen saßen. In das Losen der Menschenmengen lärmte der Schrei der Zeitungsjungen,

... und seine Kinder





Bei der Mahlzeit



Wie sie ihr Heim schmückten

Kinder, die die Not kennen

gellten die Nachrichten der Regierung aus den Lautsprecheranlagen, blökte das Guppen der requirierten Autos, aus denen drohend die Gewehrläufe herausstachen, hämmerte bald nahes, bald fernes Gewehrgeknatter. Madrid war im Innersten aufgewühlt.

Säh veränderte sich das Straßenbild. Ein paar Schüsse aus irgendeinem Fenster, Schüsse zurück, und schon verschluckten die Häuser den Strom der Massen; zurück blieben nur, eng an die Hauswände gedrückt, die Milizen. Aber ebenso schnell waren die Straßen wieder überflutet, wenn die Schieberei abgeklungen war. Das wiederholte sich Tag und Nacht in kurzen Intervallen.

Inzwischen wurde in den Vorstädten um den Besitz der Kasernen heftig gekämpft. Die Milizen hatten die Oberhand gewon-



Aber sie lächeln wieder

nen. Madrid ist die Hauptstadt der Republik geblieben.

Das wurde Tag um Tag durch das äußere Bild bestätigt. Die wenigen zurückgebliebenen Gegner versteckten sich oder tauchten in der Masse unter, indem sie sich in einem gewissen Mimikry in ihrer äußeren Erscheinung anließen. Sie trugen ein offenes Hemd wie die Arbeiter und die Milizen und gingen unrasiert, absichtlich übertrieben proletarisch.

Das Volk in seiner neu erworbenen Menschenwürde konnte sich in bisher unbekannten bürgerlichen Gewohnheiten. Zum erstenmal an weißgedeckten Tischen bedient zu werden, schien manchen ein unerhörter Genuß, war ihnen eine kindliche Freude, mehr nicht, denn in dem sie bedienenden Kellner sahen sie doch nichts anderes als den Genossen und es fehlt ihnen wirklich gänzlich das Talent zum sogenannten Bürger.

Aus dem Chaos der ersten Revolutionstage bildete sich indes bald eine Ordnung, die mit jedem Tag an Organisation und Sicherheit gewann. Das war nicht leicht, denn das Heer der Milizen war nicht jahrelang geschultes Militär, sondern Volk, das für seine Idee kämpfte, sich opferte und starb, aber von militärischer Disziplin nichts wußte.

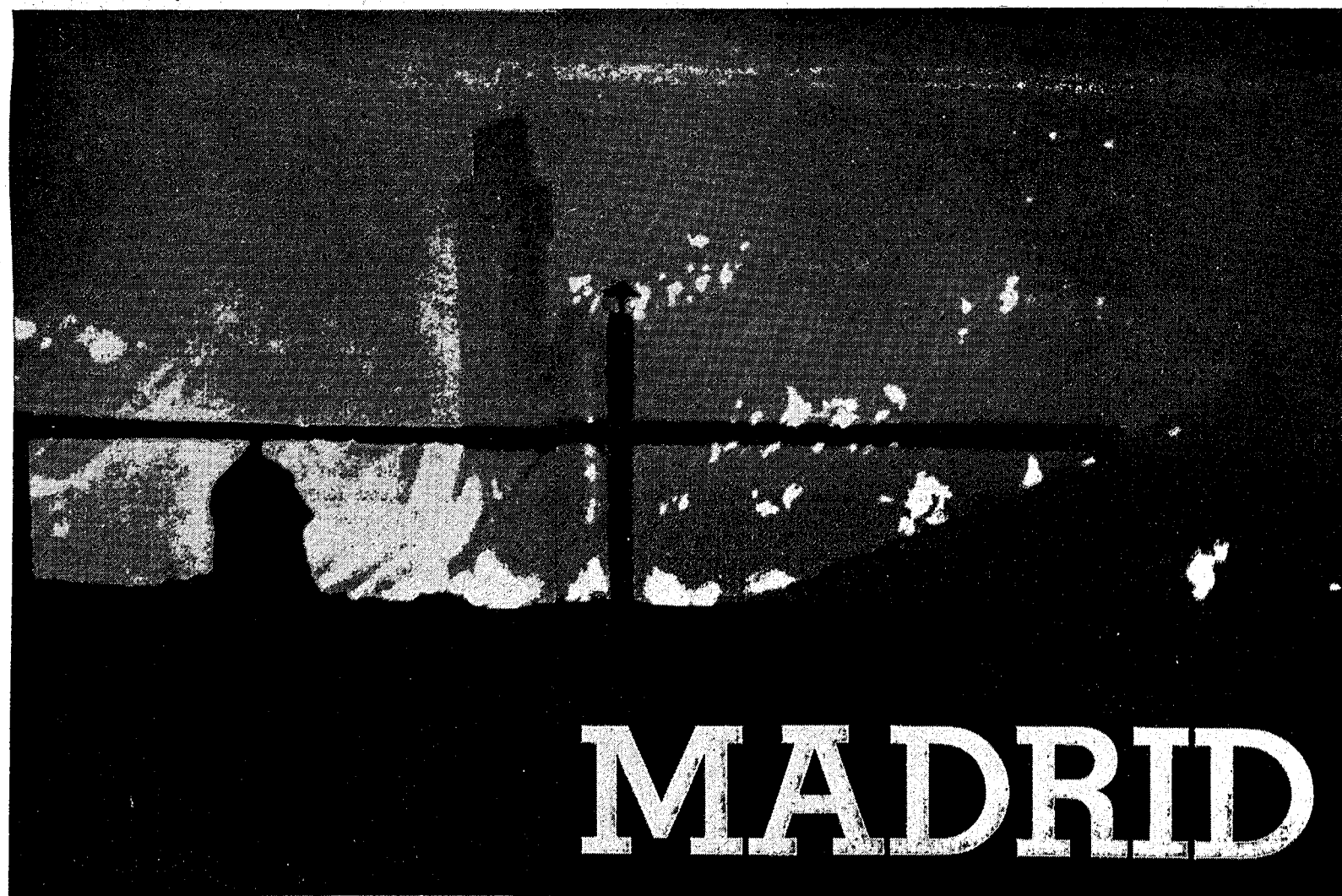
Gewiß brodelte, wie bei jeder Revolution, die Leidenschaft über und der Spa-

nier ist leidenschaftlich und hitzig. Aber er ist von besten Charaktereigenschaften, wenn man ihn für eine Sache zu begeistern versteht. Auch auf den Spanier trifft das Sprichwort zu: Ein gutes Wort findet einen guten Ort! Ich habe die Milizen nie gefürchtet und ich habe sie auch nicht zu fürchten brauchen, obwohl ich als Ausländerin meine Gesinnung für mich behielt. Ich war stets höflich und freundlich zu ihnen und wurde auch höflich und freundlich behandelt. Wie in viele andere Wohnungen, kamen auch zu mir als Leiterin einer großen Pension die Milizen, um verpflegt zu werden, bis die militärische Organisation des Verpflegwesens funktionierte. Als Ausländerin war ich nicht verpflichtet, mich in den Dienst dieser Sache zu stellen. Trotzdem übernahm ich es jeden Tag zwanzig Milizsoldaten zu verpflegen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die meist jungen Leute näher kennen. Mit einiger Angst sah ich dem ersten Tag entgegen, nicht Angst vor dem Rohen, sondern vor den äußerlich wilden Gesellen, die von den heimlichen Gegnern als Mob und Mordgesellen verschrien wurden. Es läutete, herein drängte ein Haufen Soldaten. Ihre Gewehre abstellend, sprachen sie wichtig über ihre Frontenerlebnisse. Derbe Worte fielen und doch fing ich schon an, meine anfängliche Angst zu verlieren, als ich ihre guten Gesichter sah. Sie merkten bald, daß

ich mich schließlich freute, sie bei mir zu sehen und es dauerte nicht lange, bis wir die besten Freunde wurden. Sie schenkten mir ihr Vertrauen, berieten sich mit mir u. waren mir dankbar für mein Verständnis. Ich lernte den Stolz kennen, der den Spanier auszeichnet und erkannte, welche wertvolle Menschen sie waren. Bald überboten sie sich, mir mit kleinen Geschenken zu beweisen, daß sie sich für meine Arbeit erkenntlich zeigen wollten. Ich war aufrichtig betäubt und voller Sorge um ihr weiteres Schicksal, als sie sich eines Tages verabschiedeten, da sie wieder an die Front mußten. Es war ziemlich sicher, daß sie nicht mehr kommen würden und trotzdem zögerte keiner. Keiner sprang aus, obwohl noch jeder hätte zurück können und untertauchen in der Menge der Passiven. Sie nahmen noch das Weihwasser, bekreuzigten sich und gingen, mir noch Scherzworte zurufend.

Manchmal passierte es auch, daß nachts 11 Uhr Soldaten ins Haus kamen und Essen verlangten. Ich fand es am besten, offen Auskunft zu geben. Hatte ich nichts, sagte ich es ruhig und es erwies sich, daß sie nie versuchten, etwas mit Gewalt zu nehmen. Auch bei Hausdurchsuchungen waren die Soldaten stets zurückhaltend und anständig. Allerdings trug ich kein beleidigendes Benehmen zur Schau und zeigte auch keinerlei Furcht.

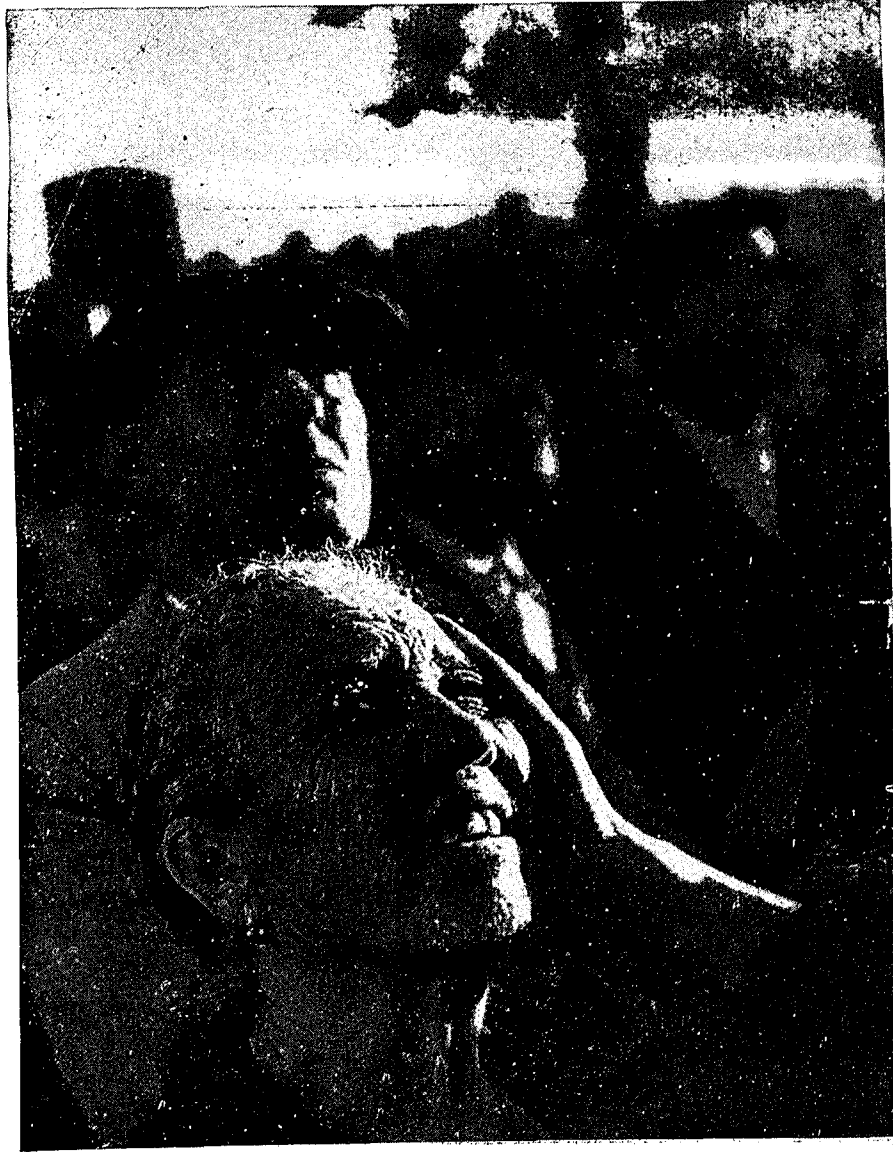
Zerstörung



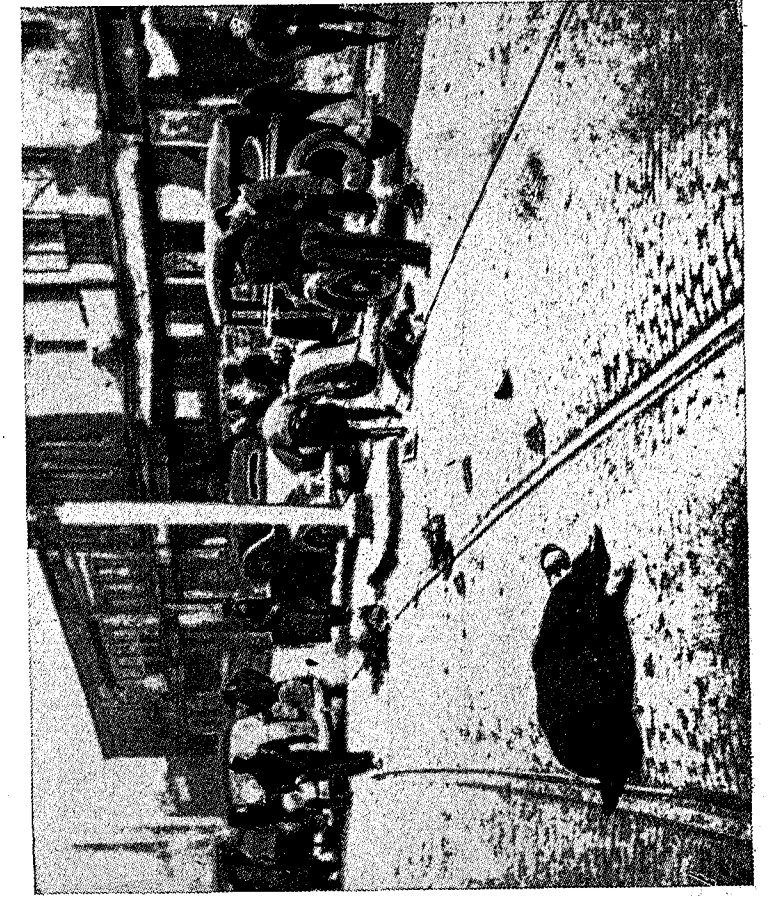
*Das
Entsetzen*



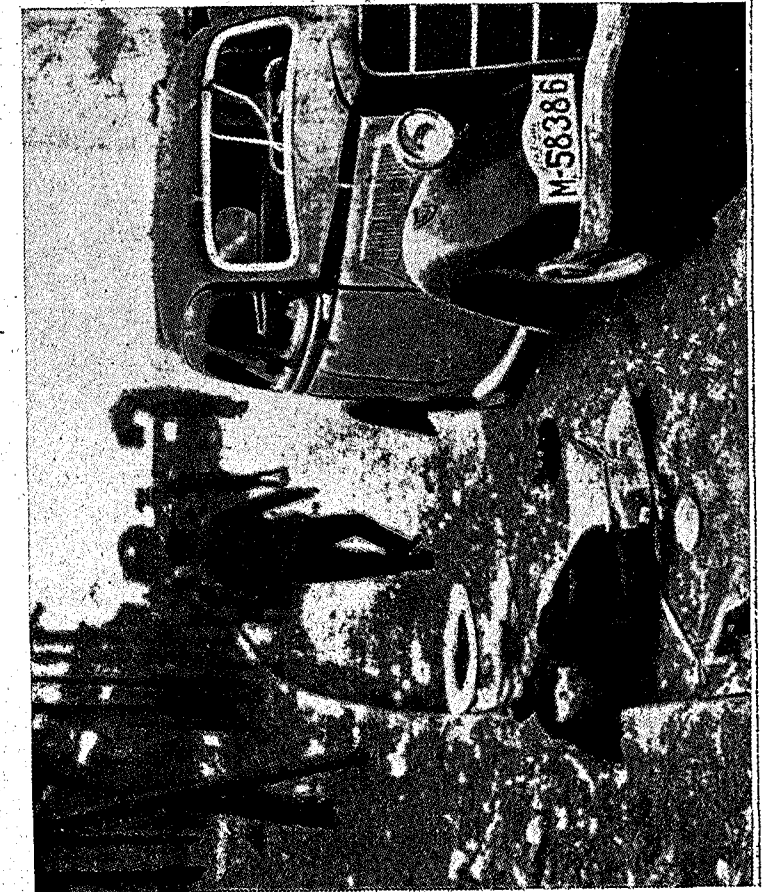
*Franco
kommt...*



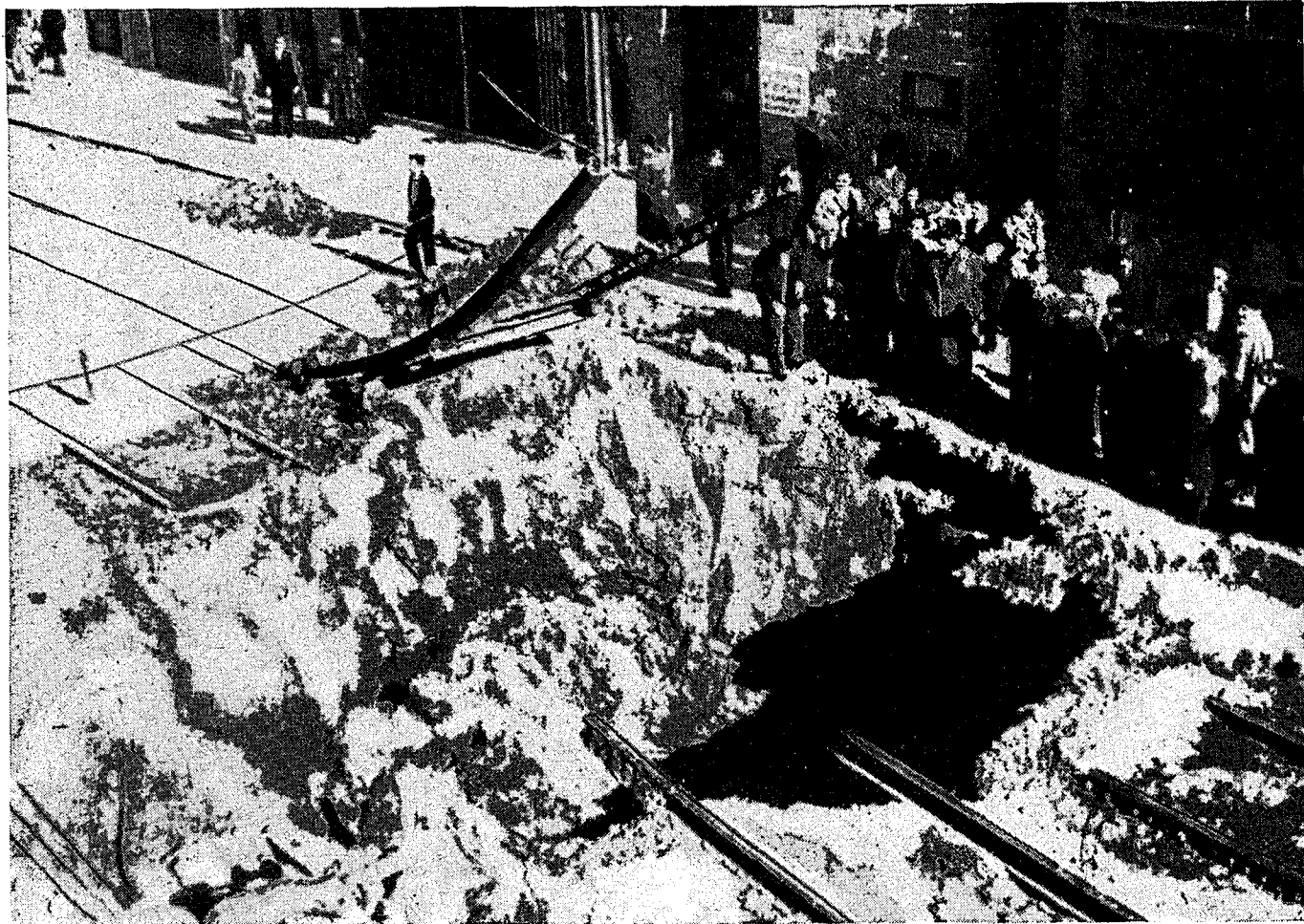
... Die Flugzeuge



So sehen die
Madrider Strassen aus!



Am Weg von Madrid

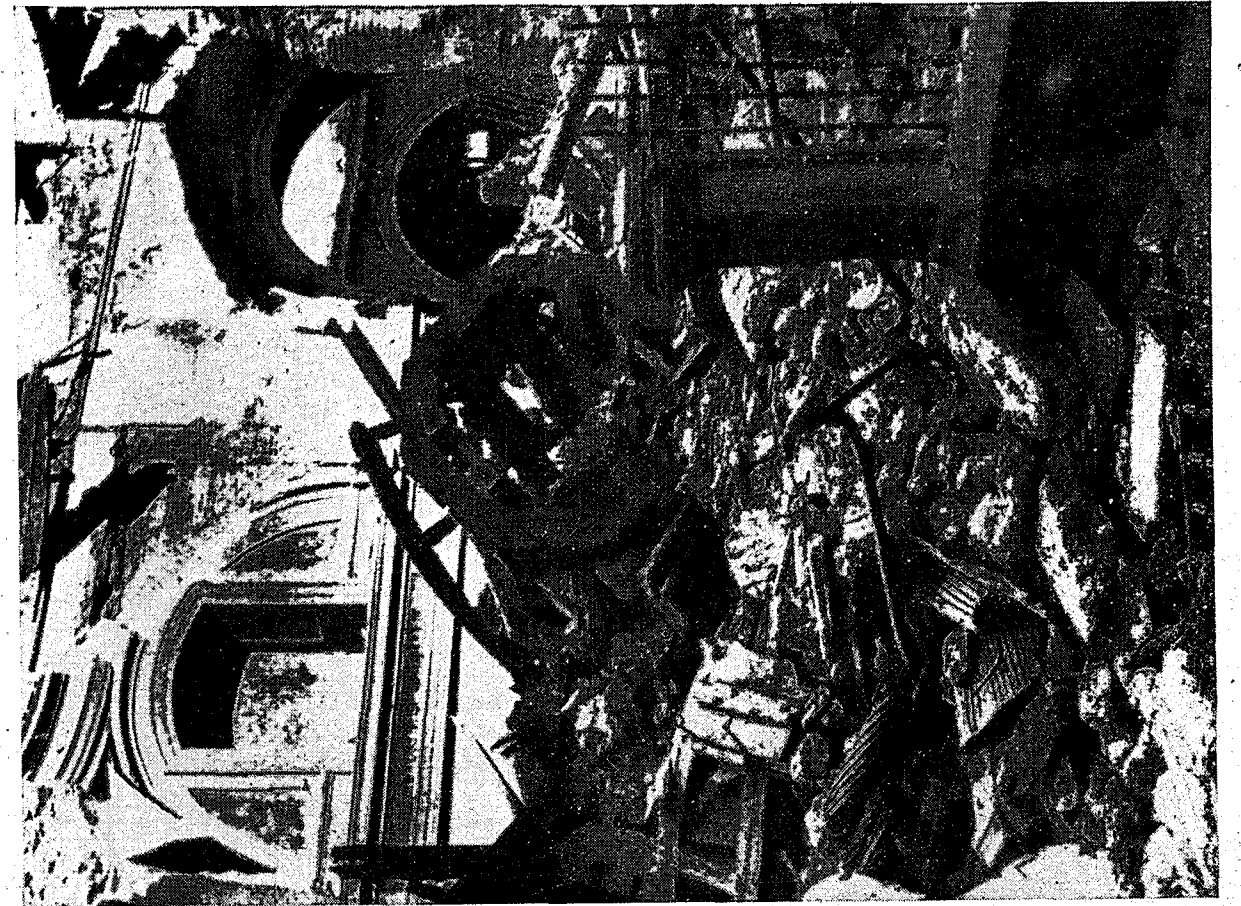


Die Straße wird zum Abgrund

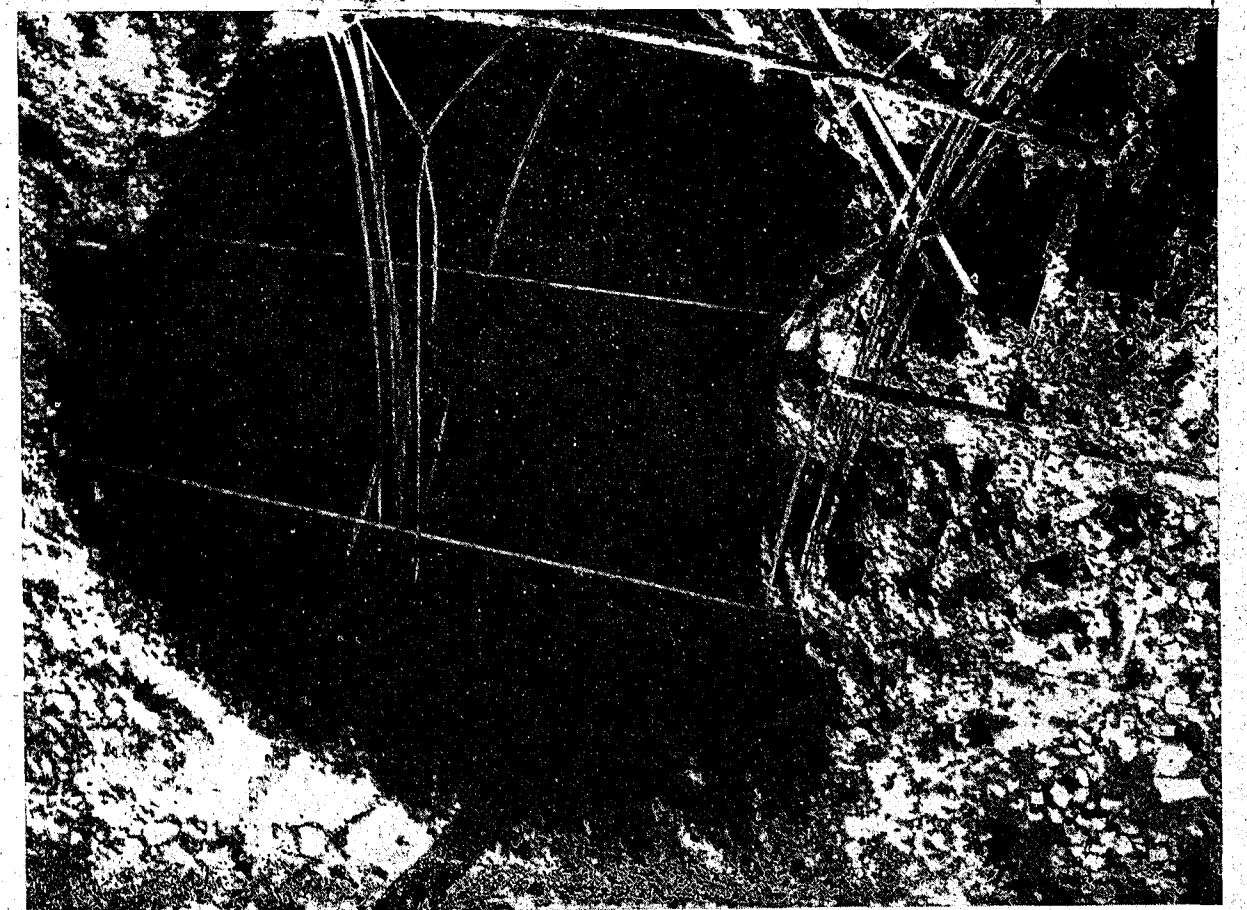
Straße oder Schlachtfeld?



Wo die Bomben einschlugen



Ein zerstörter Palast in Madrid



Volltreffer einer Bombe

Das »nationale Befreiungswerk«



Reiterlied

von Federico Garcia Lorca.

Geboren Ende des letzten Jahrhunderts, wahrscheinlich 1899, in Frontejaqueros (Provinz Granada). – Im Sommer 1936 von Franco-Rebellen, Mitgliedern der faschistischen »Falange«, ermordet.

Cordoba,
fern und einsam.

Schwarzer Klepper, großer Mond,
und Oliven in meiner Satteltasche.
Und ob ich auch die Wege kenne,
komm' ich doch nimmermehr nach
Cordoba.

Durch die Ebene, durch den Wind,
schwarzer Klepper, roter Mond.
Stumm schaut der Tod mich an von
ferne,
von den Türmen von Cordoba.

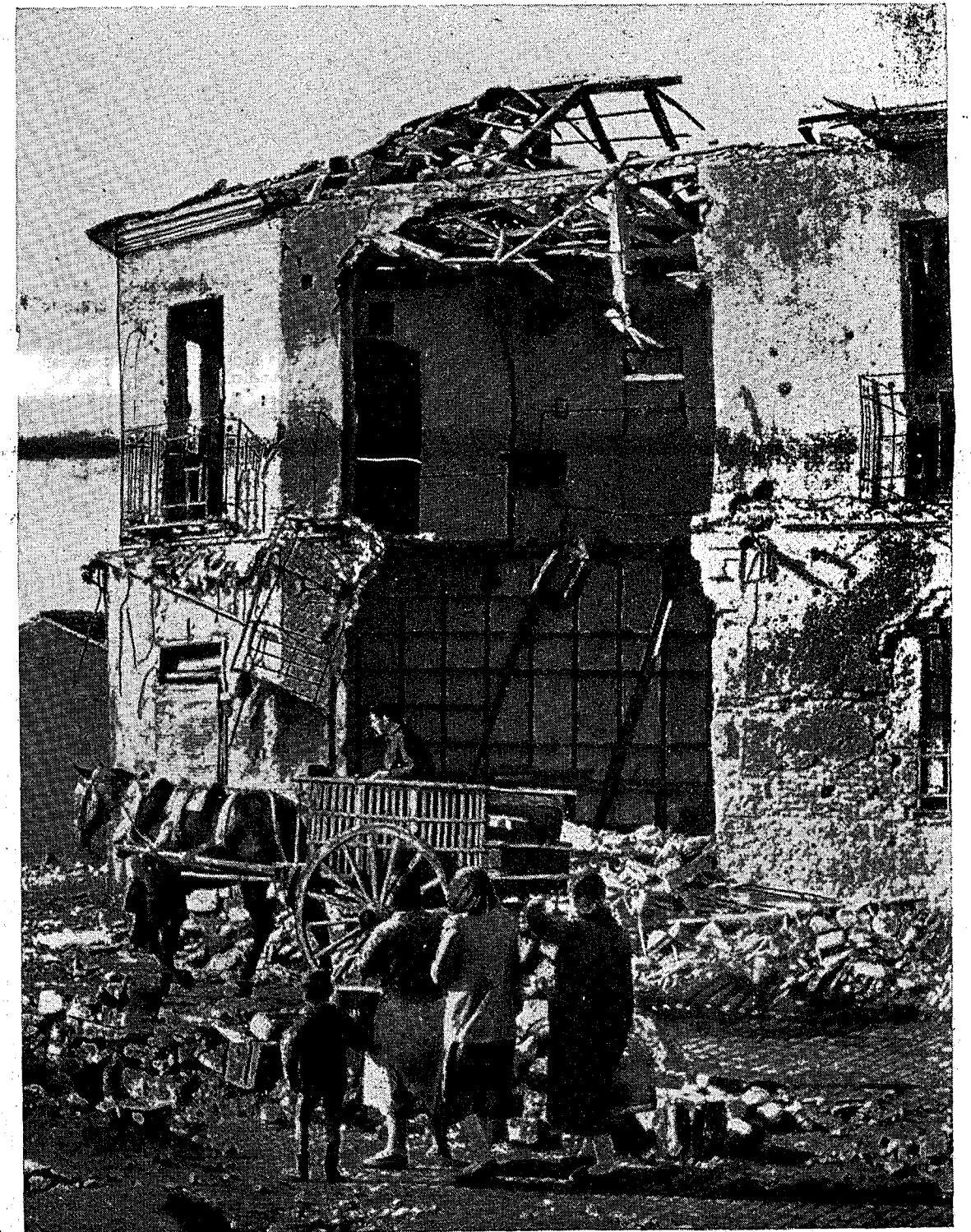
Weh, wie lang ist der Weg!
Weh, mein schwarzer Klepper!
Wehe, der Tod wartet mein,
eh' ich nach Cordoba komme!

Cordoba,
fern und einsam.

Die Eingeweide einer zerstörten Wohnstätte



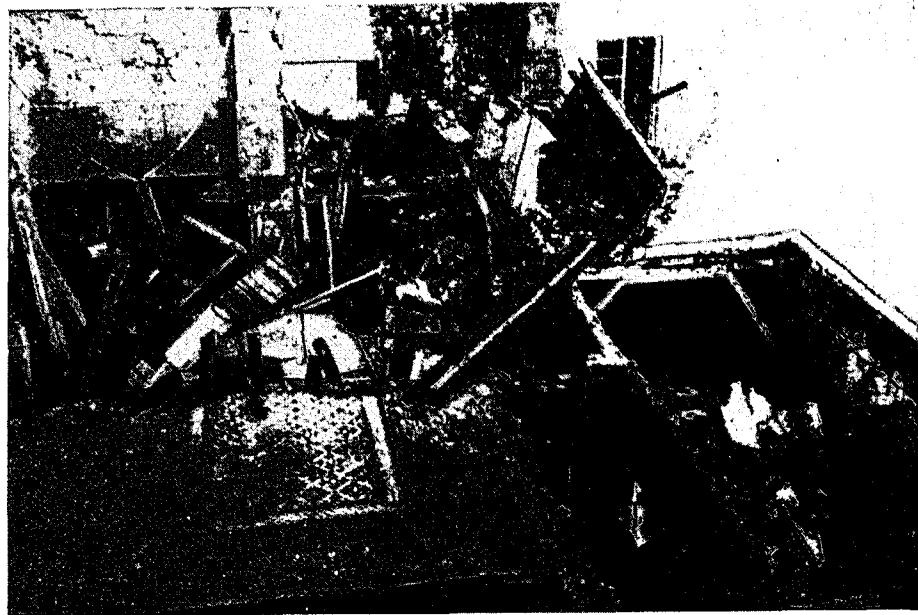
Fassade eines Waisenhauses



Hier wohnten
Menschen



Aus einem zerstörten Krankenhaus



Ein getroffenes Haus. Hier haben Frauen und Kinder friedlich gelebt

An die Katholiken der Welt!

In diesen Augenblicken ist es schwer, die Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften aufrecht zu erhalten. So groß sind die Schrecken des Bürgerkrieges, der auf dem Boden unserer Heimat entbrannt ist, daß selbst der nüchternste Verstand kaum vermag, seinen Schmerz, seine Bitterkeit, seine Entrüstung niederzukämpfen. Welch schreckliche Verantwortung tragen die, die diesen Bruderkampf heraufbeschworen, ohne an die Gebote des Gewissens und die Forderungen des Gesetzes zu denken.

Wir Christen von verschiedenem sozialem Stand, vielleicht auch getrennt durch unsere verschiedenartigen politischen Auffassungen, aber geeint durch das übernatürliche Band des gleichen Glaubens an die Gebote Gottes, haben uns entschlossen, in aller Bescheidenheit unsere Stimme zu erheben und entschlossen gegen all dies Unrecht, alle diese Grausamkeiten zu protestieren. Jeder Tag bringt neue Verbrechen, Stunde um Stun-

de schwellen die düsteren Gewitterwolken des Krieges über unseren Häuptern an. Ist es möglich, daß es, nach zwanzig Jahrhunderten christlicher Geschichte, Menschen geben kann, die sich Katholiken nennen und dennoch in solcher Weise ihre elementarsten Pflichten vergessen? Wir wollen noch einmal unseren Gefühlen über die Brutalität des Bürgerkrieges Ausdruck geben, in dem die primitivsten Rechte der Einzelperson und des Volkes mit Füßen getreten, die einfachsten Gesetze des Menschenrechtes verhöhnt, die allbekannten Statuten über die Schonung der Zivilbevölkerung im Kriege grausam verletzt werden. Einzig aus Gründen christlicher Ethik sehen wir uns veranlaßt, mit der ganzen Kraft unserer Überzeugungen gegen einen so verabscheuungswürdigen Vorgang zu protestieren, wie das Bombardement unseres geliebten Madrid, der Hauptstadt der spanischen Republik, das sich in letzter Zeit tagaus, tagein wiederholt.

Man hat mit Recht der stolzen Stadt Oviedo den schmerzlichen, blutigen Titel eines »Märtyrers unter allen Städten« verliehen, wie müßte man aber erst Madrid nennen, verwüstet durch ausländische Bomben, umstellt von einer kolonialen Armee, in seinem Innersten getroffen durch das Massaker seiner Frauen und Kinder? Kirchen und Spitäler, Schulen und Fabriken, ganze Stadtviertel, meilenweit entfernt vom Kampfschauplatz, werden erbarmungslos dem Erdboden gleich gemacht, Hunderte von unschuldigen Opfern unter den Trümmern begraben. Die Feder sträubt sich, dies furchtbare Bild wiederzugeben, und der Atem stockt vor dieser noch schrecklicheren und traurigeren Wirklichkeit.

Vor Gott und vor der Geschichte erheben wir daher unsere Stimme, um allen Mächten der Erde gegenüber unseren Abscheu vor diesem Verbrechen auszudrücken. Wir glauben aufrichtig, daß alle Menschen guten Willens sich auf unserer Seite befinden.

Ossorio y Gallardo, spanischer Botschafter in Brüssel

Leocadia Lobo, Vikar der Gemeinde San Gines, Madrid

Prof. Garcia Gallego, Kanonikus von Segovia

José Gallegos Rocafal, Kanonikus der Kathedrale von Granada, Professor an der Universität Madrid

José Bergamin, Direktor der kath. Zeitschrift »Cruz y Raya«

José Maria Semprun, katholischer Schriftsteller

Garnes, kath. Schriftsteller

Imaz, Sekretär der kath. Zeitschrift »Cruz y Raya«, Madrid

Dr. Marques, kath. Arzt, Valencia

Vasques Camarasa, Hauptpriester an der Kathedrale von Madrid

Juan Garcia Morales, Priester und kath. Schriftsteller, Madrid.



Im schönen Süden in Carthage

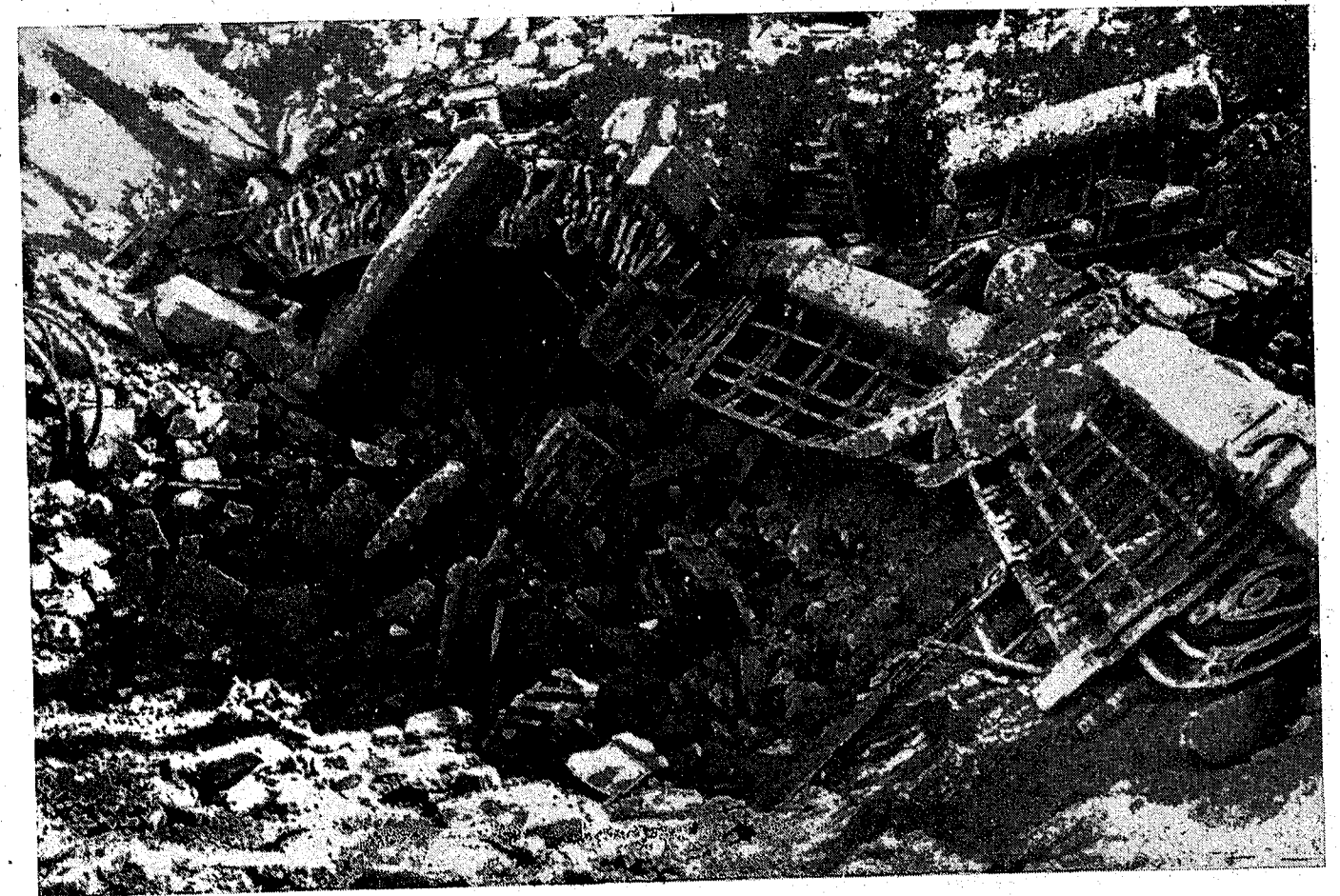
Wo die Flugzeuge
ihr Werk getan haben

Hinter diesen Fenstern ist kein Leben mehr.
Ihre Bewohner sind tot oder auf der Flucht.



Öffentliche Gebäude,
Krankenhäuser,
Schulen,
Kinderheime
sind die beliebtesten Zielpunkte der Bomber!

Die totale Vernichtung



Die Opfer

Uns lagen ungezählte Bilder der Opfer vor. So viele, daß das Grauen abgestumpft und müde wurde. Denkt euch das, was ihr hier seht, vertausendfacht. Und dann helft!



Frauendelegation beim Präsidenten des Völkerbundesrates.

Der Präsident des Völkerbundesrates, Dr. Wellington Koo, empfing am 25. Januar 1937 eine Delegation der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, des Weltkomitees der Frauen gegen Krieg und Faschismus und des Internationalen Hilfskomitees für die Frauen und Kinder der spanischen Republik. Die Delegierten unterbreiteten dem Präsidenten die Forderungen dieser Organisationen zur Lage in Spanien. Sie baten den Präsidenten, daß die Kontrolle der in Frage stehenden Häfen und Grenzen auf die Tagesordnung der Ratssitzung gesetzt und die Empfehlungen der vom Völkerbundsrat nach Spanien entsandten Hygiene-Mission angenommen und schnellstens ausgeführt werden.

Der Präsident ermutigte die Delegierten, die Aktionen ihrer Organisationen fortzusetzen und die öffentliche Meinung auf die Arbeit für den Weltfrieden zu konzentrieren.



Sie suchen ihre Toten



Ein Verwundeter.

FRAUEN! Es ist ungeheuer wichtig, daß man über Spanien Auskunft weiß, damit man der Reaktion entgegen treten kann. Wir empfehlen euch deshalb das nachstehende Buch:

Dr. Arth. Schmid

Spanien, das Land zwischen Afrika und Europa

Ein Beitrag zum spanischen Bürgerkrieg, 3. AUFLAGE,

220 Textseiten und 40 Bildseiten. Preis kart. Fr. 2.50, geb. Fr. 3.50

Das Buch hat in wenigen Wochen die dritte Auflage erlebt. Es eignet sich außerordentlich zur Kolportage. Frauen, die Zeit haben, und etwas für Spanien tun wollen, wenden sich sofort an die DRUCKEREI-GENOSSENSCHAFT, RENGGERSTR. 44, AARAU.

Warum diese?

Lehrer!

Vor kurzem berichteten Lehrerzeitungen von der Hinrichtung des Inspektors des spanischen Schulwesens, Zapata, der als Führer von Miliztruppen bei Avila von den Rebellen gefangen und samt Frau, drei Kindern und der Dienstmagd ermordet wurde. Das gleiche Schicksal erlitten weitere 40 Mitglieder der spanischen Lehrgewerkschaft, darunter der Direktor des Lehrerseminars von Maencia, zwei Volksschulinspektoren von Leon und ein ehemaliger Generaldirektor des Volksschulunterrichts, der an einer Straßenecke von Valladolid an einem Galgen aufgehängt wurde. Sie fielen im Kampfe um die Menschheitsbefreiung.

(Nachrichten des IBL.)

Junge Frau



Madri- der Kindergarten



So haben die Bomben
sie überrascht



Es gibt hunderte von Photos gemordeter Kinder.
Die meisten sind so entsetzlich, daß sie uns durch
Frieden Verwöhnten unerträglich scheinen
Dies sind die sanftesten ...



SPANISCHE KINDER

Angelinas ist ein kleiner Irwisch. Alle ihre Schwesterchen und Brüderchen sind kugelrund, haben rote Pausbacken, nur sie bleibt trotz der Bemühungen ihrer Mamma spindeldürr. Und wie sollte es auch anders möglich sein? Glaubt ihr, daß sie nur eine Minute lang ruhig stehen oder gar sitzen kann? Sie ist wie ein Hampelmann, den einer beständig am Schnitzbrett zieht. Beine, Arme, der Kopf mit den strähmigen Haaren und den pfiffigen, schwarzen Neuglein, alles ist immer in Bewegung, ein Hin und Her, ein Auf und Ab ohne Aufhören.

Sie hantiert leidenschaftlich gerne mit der Schere. Als Material dient ihr alles: die neueste Zeitung, der letzte Brief der Tante Pepita, der spannende Liebesroman der Köchin, jedes Stückchen Stoff, das herumliegt. Nichts ist vor ihr sicher. Dank dieser ihrer Geschäftigkeit gibt es im ganzen Hause keine einzige Schere, die richtig schneidet.

Einmal habe ich ihr eine Puppe mitgebracht, die ich bei einer Lotterie in einem Kaffeehaus gewonnen hatte. Ein schreckliches Ding, in den Farben der CNT. (spanische Syndikalisten) also in schwarz-rote Seite gekleidet, noch ein wenig mit glitzernder Silberfarbe besprüht. Das Kind war vor Entzücken stumm. Es wagte kaum, die Puppe anzurühren. Behutsam trug es sie ins Schlafzimmer und trug sie auf das Bett der Mutter. Dann stand es lange davor und betrachtete andächtig das häßliche Stoffding.

Eines Tages schaute sie mir eine Weile zu, wie ich strickte. Plötzlich verschwand sie, um bald wieder mit einer Stricknadel und einem Garnrestchen, das sie irgendwo aufgetrieben hatte, zurückzukehren. Mit todernstem Gesichtchen meinte sie: Ich will auch für die „Milicianos“ stricken. Ihre kleinen Fingerchen waren von einer fabelhaften Gelenkigkeit. Ihre rasche Auffassungsgabe begeisterte mich. Es verging keine halbe Stunde, hatte ich ihr das Stricken beigebracht, nach Schweizerart. Jubelnd sprang sie in die Küche und schrie: „Mamma, Mamma, Maruja hat mich stricken gelehrt!“ Wir mußten ihr fest versprechen, ihr anderntags einen großen Wollknäuel zu kaufen. Dann wollte sie für die lieben Milicianos viele, viele Halsstücker stricken.

Liebe, kleine Angelinas, was machst du wohl immer?

Carlillos ist ein strammes Bürschchen von acht Jahren, kraushaarig, mit wunderbar großen, dunklen Augen und einem fedden Stumpfnäschen. Wenn er nur immer mit seinem kleinen Freund Cesar auf der Straße marmeln könnte, oder mit ihm auf den Straßen herumtummeln, etwa auf der Gran Via, wo es viel zu sehen gibt! Zu dumm, daß es da etwas gibt, das

sie Schule nennen. Er könnte ganz gut ohne sie auskommen. Eines Morgens fand ich das Bürschchen quetschvergnügt in der Küche, bei der alten Felipa. „Ja, was ist denn los, warum bist du nicht in der Schule?“ — „Ich habe keine Schuhe,“ war die schnelle Antwort. Wie, was? Ich begriff nicht. Dona Felipa erklärte mir, daß das Jüngelchen in acht Tagen die Sohlen der neuen Schuhe durchgelaufen habe. In den alten, zerlumpten könne sie ihn unmöglich gehen lassen.

Aber Carlillos hatte sich verrechnet. Wenn er schon nicht in die Schule gehen konnte, so sollte er doch drinnen bleiben und Rechnungsaufgaben lösen. Nein, nimmermehr. Aus Verzweiflung schloß er sich in ein Vertchen ein, wo man einander gewöhnlich nicht zu hören pflegt. Dann, als der Onkel außer Hörweite war, schob er blitzschnell heraus, kausierte die Treppe hinunter, und fort war er.

Alle seine Buchumschläge, seine Schullehste sind mit Zeichnungen vollgeklebt. Natürlich mit dem, was ihn am meisten beschäftigt: mit Soldaten, Flugzeugen, Tanks, Kanonen. Bereitwillig erklärt er uns seine Schöpfungen. Gil Robles hat er ganz besonders auf dem Strich. Ich kann zwar diesen Menschen mit dem aufgedunsenen, so schrecklich leeren Gesicht auch nicht leiden. Aber so fragenhaft böse und abstoßend, wie ihn der kleine Carlillos zu Papier brachte, sieht der Führer der „Accion Popular“ doch nicht aus. Hingegen

zeichnet der Bub mit zärtlicher Liebe an seinen Milicianos herum.

Wie ich schon sagte, ist Carlillos kein Freund der Schulweisheit. Die Schulbücher sehen gewiß nicht vom vielen Drinlesen so schadhast aus. Jede Woche bringt ihm der Vater den „Pionero“ (Pioneros nennen sich die Kinder, die der sozial. Jugend angegeschlossen sind). Da solltet ihr den Kleinen sehen! Mit Feuereifer sieht er davor und buchstabiert mühsam den Text zu den farbigen Illustrationen. Er ist nicht wenig stolz darauf, ein Pionero sein zu dürfen.

Alfredo ist zweijährig. Schon sein Neuzug unterscheidet ihn von den übrigen Kindern. Er hat blonde, feine Haare, und seine Haut hat nicht den warmen, goldbraunen Schimmer; sie ist weiß und kühl, wie die der nordischen Kinder. Nur seine pechschwarzen Neuglein sind spanisch. Alfredo bereitete uns viel Kopfschmerzen. Er ist ein für Pädagogen (und das sollten wir ja sein, laut Prüfungsreglement!) besonders interessanter Fall. Seine Störigkeit, sein Trogen jagte uns oft in helle Verzweiflung. Wie ist es nur möglich, ein kleines Kind und schon so starrköpfig? Ist es Böswilligkeit, ist es einfach unglückliche Veranlagung?

Der Kleine hat etwas verbrochen. Der Vater nimmt ihn ins Gebet und fragt am Schluß: „Tut es dir leid, Alfredo?“ Er fragt es einmal, zweimal, fünfmal, zehnmal, mit immer drohender Stimme. Wir reden dem Kleinen zu, muntern ihn

Die Mutter

Am Schmerzenslager
ihres verwundeten Kindes



Zum Hospital,
wohin die kleinen Opfer gebracht wurden,
drängten sich die Mütter.

„Haben Sie einen kleinen Fünfjährigen unter den Verwundeten? Einen braunen Krauskopf. Mit rotem Mäntelchen und weißem Shwal?“ — „Ist ein Jüngelchen dabei, ein blasses, mit kurzen Höschen und einem grünen Pullover?“

Ach, und so oft hatten die Befragten die Kinder unter den Toten gesehen und ihnen die Augen zugeedrückt ...

auf. Nur ein einziges Wörtchen, „fi“, und alles ist in Ordnung. Aber nein! Mit verstockter Miene steht der kleine Sünder da, preßt die Lippen aufeinander und schweigt, bis daß dem Papa die Geduld ausgeht.

Carmen, das Kindermädchen berichtet aufgeregt, der Kleine wolle nicht essen. Stumm sitze er vor seinem Tellerchen und rühre nichts an. Eine „Intervention“ folgt der andern. Doch er will nicht, und keine Macht der Welt kann ihn auf friedlichem Wege vom Vorteil des Gehorchens überzeugen.

Man sagt zu Alfredo: „Du darfst nicht ins Zimmer kommen, sonst wirst du bestraft.“ Es ist, als ob der Teufel es ihm einbläse, es doch zu tun. Wenigstens es versuchen. Es vergehen keine zwei Minuten, so zeichnet sich sein kleines Schattenbild auf der Glastüre ab, und draußen bemüht sich ein kleines Händchen, die Türklinke zu erfassen.

Es gibt Leute, die behaupten, daß die Dackel immer gerade das Gegenteil machen von dem, was man ihnen befiehlt. Vielleicht hat eben Alfredo eine Dackelnatur. Schließlich, warum sollte es nicht auch Dackelmenschen geben?

Ganz anders ist sein um ein Jahr älteres Brüderchen Antonio. Ein williges süßes Kind. Seine Zärtlichkeitsausbrüche sind oft von einer beängstigenden Festigkeit.

Wenn er auf der Straße einen Soldaten sieht, so ruft er: Mira, mamaita, un tiro! (Schau, Mütterchen, ein Schuß!) Das Wort Miliciano klingt ihm zu ungewohnt. Und diese kindliche Identifizierung ist ja auch ganz logisch: Ein Miliciano ist für ihn ein Mann, der ein Gewehr trägt und der schießt.

Eines Nachts, wir sind noch beim Essen, hören wir draußen heftigen Kanonendonner. Bei jedem Schuß klirren die Fensterscheiben. Wir befürchten, daß die Kinder erschrecken könnten und eilen zu ihnen. Alfredo liegt in süßem Schlummer, nur Antonio ist erwacht und hat sich in seinem Bettchen aufgesetzt. Mit vertrauensvollem Nicken meint er: „Mamma hat die Läden gut geschlossen. Da können mich doch die bösen Männer nicht sehen und mir nichts machen, nicht wahr?“ Mit einer Stimme, in der ein leises Zittern mitschwingt, versichere ich ihm: „Nein, nein, sie können dir nichts machen.“ Ich denke an die vielen, vielen kleinen Kinder, die schon von den faschistischen Fliegern, den faschistischen Kanonen verstümmelt, getötet worden sind.

Die Milch ist so knapp geworden, daß es selbst für die Kinder nicht mehr ausreicht. Man rechne: einen halben Liter im Tag für drei kleine Kinder. Mit geheimer Angst versuchen wir, es Antonio, dem ältesten, zu erklären. „Schau, du mußt halt jetzt auch Kaffee trinken, wie die großen Leute. Sonst hat Mamma keine Milch mehr für Marijina und Alfredo.“ Wir erwarten, daß er ein Schmollmädchen macht, daß er etwas dagegen einwendet. Mit einem kleinen Stöhnchen sagt er: „Nun, was kann man da machen!“

Was kann man da machen?



Für sein
ganzes Leben
gezeichnet!

Ein Katholik legt Zeugnis ab gegen die Aufrührer

1. Welches wäre die Haltung Christi, wenn sein Leben auf der Erde mit den heutigen Ereignissen in Spanien zusammenfiel? Hätte er sich auf die Seite derer gestellt, die den Krieg entfesselt haben? Auf der einen Seite stehen die Mächtigen, die Reichen, die Herren, alle Privilegierten dieser Welt. Kann man daran zweifeln, daß Jesus nicht auf der Seite der Reichen stünde, sondern mit den Armen und den hungernden Massen wäre?

2. Der Kapitalismus, der den Arbeitern ein Joch auferlegt hat, das nach dem Worte Leos XIII. sich wenig von dem der Sklaven unterscheidet, spielt heute in Spanien eine entscheidende Rolle. Kapitalistisch ist praktisch und theoretisch die absolute Mehrheit derer, die auf der einen Seite kämpfen, während auf der anderen fast ausschließlich Arbeiter stehen. Wenn die Rebellen siegen, wird das Kapital jede Arbeiterbewegung verhindern. Wir, die wir hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, die wir unser Leben verbracht haben mit Anklagen gegen die Ausschreitungen des Kapitalismus, sehen keinen anderen Weg als den, unsere Sympathie denen zu leihen, die nicht hassenswerte Privilegien, sondern einfach die Möglichkeit eines menschenwürdigen Lebens verteidigen.

3. Zweifellos sind die Arbeiter, weil sie Arbeiter sind noch durchaus keine Heiligen und in diesen Augenblicken der Revolution können sie tadelnswerte Handlungen und unnütze Gewalttaten begehen. Dieses pflegt man als Argument gegen die Volkssache vorzubringen, für mich aber ist das gerade ein neuer und schlagender Grund dafür, mit dem Volke zu gehen. Das Mit-

tel der Abhilfe ist, den Arbeitern das volle Bewußtsein ihrer eigenen Verantwortlichkeit zu geben. Christus sagte, daß nicht die Gesunden des Arztes bedürfen, sondern die Kranken.

4. Ein ernstes christliches Apostolat hat mehr Möglichkeiten des Erfolges bei der Front des Volkes als auf der anderen Seite. Unter denen, die sich Margisten nennen, herrscht ein starkes, geistiges Leben, das sich in der Hebung ihrer Moral, im Opfer für das Ideal, in ihrer herrlichen Solidarität äußert. Man könnte von ihnen sagen wie der heilige Paulus von den Athenern, daß sie einen unbekannten Gott verehren.

5. Leo XIII. gab den Katholiken, und besonders den Priestern, den Befehl, zum Volke zu gehen. Was heißt zum Volke gehen, wenn nicht mit ihm leben, sich mit seinen Idealen durchdringen, seiner Sache dienen in allem was an ihr gerecht ist, seine Sache verteidigen, seine Fehler verzeihen, sein Gewissen formen und seine Seele heiligen?

6. Man sagt uns, daß der Sieg des Volkes die Zerstörung der spanischen Kirche bedeutet. Wenn die Rebellen siegen, würde die Kirche tatsächlich äußerlich und zeitlich viel von ihrem verlorenen Einfluß wiedererlangen. Es würde wieder große Prozessionen geben, die öffentlichen Körperschaften und Behörden würden den Gottesdiensten bewohnen, das Allerheiligste würde seinen Platz in den Rathhäusern wieder einnehmen. Aber die Routine, die religiöse Ignoranz, die Abwesenheit jedes echten Lebens, die Verwirrung von Zeitlichem und Ewigem würden andauern und

Das einzig Überlebende einer ganzen Familie!



Verwundetes Kind – Was haben sie dir getan?

die Trennung zwischen Religion und Volk wäre eine totale und absolute. Die Kirche wäre im schlimmsten Sinne des Wortes eine Kirche der Reichen. Können wir das als Christen wünschen? Der Sieg des Volkes jedoch würde die religiöse Problematik auf ihr eigentliches Gebiet verweisen. Wir hätten eine arme Kirche ohne andere Mittel als die allmächtigen des Gebetes und des Opfers, die sich der Wiedergewinnung der Seelen widmen könnte.

7. Man sagt uns, daß das Volk nichts von Religion hören will, daß es die Kirchen verbrannt und die Priester tötet. Leider liegt darin viel Wahrheit. Wir müssen die Mauer von Feindseligkeit und Ungerechtigkeit niederreißen, die das Volk von der Religion trennt. Erreichen wir das, indem wir die Klöster in Festungen gegen die Milizionäre, das Kleid des Priesters in die Uniform eines volksfeindlichen

Heeres verwandeln, oder indem wir mit offenen Händen und Herzen zum Volke gehen?

8. Wenn auch die Absichten der Generale gut wären, so sind sie doch von einer mit der katholischen Lehre unvereinbaren Tatsache ausgegangen: der Rebellion gegen eine rechtmäßige Regierung. Ein Katholik kann gegen eine Regierung schreiben, stimmen, an Meetings teilnehmen, aber er darf nicht zum Aufstand gegen die Regierung schreiten.

9. Der Faschismus, basiert auf den Lehren von Männern wie Rosenberg und Gentile, ist als Lehre unannehmbar für die Katholiken. Wir können die Unterordnung der Kirche unter einen zum Monstrum erhobenen Staat nicht akzeptieren. Unser Glaube zwingt uns zum Widerstand gegen die heidnische Auffassung von Staat und Nation.

10. In Spanien kämpft man, um zu verhindern, daß die Arbeiterschaft in der Leitung der sozialen Dinge verantwortlich und wirksam mitarbeite. Wir können nicht für den Marxismus, noch für die Diktatur des Proletariats Partei nehmen, aber wenn es sich um den sozialen Fortschritt handelt, der die Wohlfahrt und Kultur breiter Schichten fördern soll, so veranlassen uns Gerechtigkeit und Liebe, jede Bestrebung mit Sympathie zu betrachten, die die menschliche Ungleichheit verringern und den Abstand zwischen den Menschen verkleinern will. In der Geschichte wird für den Christen die Hand Gottes sichtbar. Und wenn heute überall die Zeichen eines Aufstieges der Arbeiterklasse deutlich werden, dann müssen wir annehmen, daß Gott sich ihrer bedient für sein Werk der Erlösung.

S. M. Gallegos Rocafal, Domherr von Cordoba, in der Barcelonaer Zeitung „La Vanguardia“.

Tote Kinder!

Madrid, die Hauptstadt der spanischen Republik wurde am 30. Oktober von faschistischen Flugzeugen bombardiert. Ein entsetzliches Blutbad wurde unter der wehrlosen Bevölkerung angerichtet. Die Liste der Toten — viele Frauen und Kinder darunter — wächst von Tag zu Tag. Sie wird noch nicht beendet sein; in den Madrider Spitälern liegen noch mehrere hundert Verletzte. Die Welt wird um zahlreiche Krüppel, Siehe und Verstümmelte reicher werden.

Kein militärisches Objekt wurde mit Bomben belegt. Sie fielen in die belebtesten Straßen der Hauptstadt. Suchten ihre Opfer in Reihen von Frauen, die um Milch anstanden. Töteten auf der Straße fröhlich spielende und tummelnde Kinder. Rissen drei auf den Straßen fahrende Personautos auseinander, zerfetzten Insassen und Chauffeure.

Unser Bilder zeigen eine kleine Zahl der vom plötzlichen Tode überraschten ahnungs-



Helfer

losen Kinder. Eine Rettungsstation kurz nach der Katastrophe. Sie sagen genug. Sie zeigen die schreckliche Gräze des Krieges.

Eines Krieges, entsetzt von Barbaren, die die Zivilisation zu verteidigen vorgeben.
Clara Thalmann.

Ein Dichter klagt an

Carlos Arniches, ein Schriftsteller, der sein ganzes Leben den Sainetten und Lustspielen gewidmet hat, in denen er den lustigen Geist und die Armut Madrids, insbesondere seiner volkstümlichen Teile, schildert, hat mit seiner Familie die Hauptstadt verlassen müssen, um sich nach der Ostküste Spaniens zu begeben. Der Beweggrund zu dieser Reise waren die Bombardierungen, die die Rebellen täglich über Madrid verüben. Alle Spanier haben sie so schmerzhaft empfunden, als ob es sich um ihr persönliches Eigentum handle; aber Arniches empfindet noch einen Schmerz

mehr, der davon herrührt, daß sein Werk durch diesen Luftangriff in Mitleidsenschaft gezogen wird. Denn den heiteren Sainetten dieses Schriftstellers entsprachen die Straßen und Plätze der äußersten Stadtteile Madrids, deren liebenswürdigen und sympathischen Charakter er in seinen Stücken Ausdruck zu geben gewußt hatte. Diese Stadtviertel existieren nur noch zum Teil: vielleicht werden sie ganz verschwinden. Und das Werk von Arniches läuft Gefahr, allein zu bleiben und die Stadt, deren Inspiration es sein gesamtes Entstehen verdankt, zu überleben.

Hier sind seine Worte:

„Wenn Madrid weint, dann müssen die Saiten der bescheidenen, kleinen Gitarre des unglücklichen Lustspielndichters in wehmütigem Schmerz erzittern. Er kann nicht vergessen, daß unter seinen, mit dem unschuldigen Blut von Kindern und Frauen gefärbten Trümmern vielleicht ein gewisses Straßenschild auftaucht, das sich auf ihn bezieht. Ich hatte — ich weiß nicht, ob ich sie noch habe — eine Straße da draußen, in einem echt volkstümlichen Stadtviertel, die meinen Namen trug. Sie war meine Freude und mein Stolz. Denn sie war der Lohn, den mir dieses tapfere und ansterbliche Volk für meine für es stets empfundene Liebe gewährt hatte.“

Mein ganzes Künstlerleben, das Leben des bescheidenen Künstlers, der ich zu sein

beanspruche, ist Madrid. Seine Tugenden zu preisen, seine Mängel aufzuweisen, seine Armut, Fröhlichkeit und Grazie zu besingen, dem hat sich seit meiner Jugend mein bescheidenes Talent geweiht.

Madrid war mir so zugehörig, so herzensnah, daß mit seiner Zerstörung auch mein Schriftstellerleben aufhört! O, nie geahntes, tragisches Ende! Denn das kommende Madrid, welches — Gott geb es — das glorreiche, prächtige Madrid sein wird, das ich ersehne, das freie, starke, weltaufergeschlossene Madrid, wo Gleichheit, Gerechtigkeit und Friede unter den Menschen herrschen wird — es wird nicht mehr das meinige sein, und andere Menschen werden es besingen, nicht mit größerer Liebe als ich, aber in mächtigeren, schwungvolleren Tönen.

Ich bin kein Parteipolitiker und bin es auch nie gewesen, das weiß alle Welt, aber ich will nicht in der Nebelhaftigkeit des Apolitischen meine Enttäuschung und meinen Schauer vor den Grausamkeiten eines mitleidslosen Krieges verbergen, der von Menschen geführt wird, deren Zerstörungswut nicht einmal vor unschuldigen Kindern und unglücklichen Frauen haltmacht. Was will man eigentlich damit strafen...? Nun, das qualvolle Sehnen eines Volkes, welches auf sein Recht auf Wohlstand, Gerechtigkeit und Gleichheit unter den Menschen besteht, welches wünscht, daß wir alle besser, freier und weltaufergeschlossener werden.

Aber ich kehre wieder zu meinem Schmerz zurück. Meine 70 Jahre können keinen anderen Wunsch mehr haben. Alter und Leid! Madrid, Madrid, laß mir einen kleinen Raum frei in deiner Trauer, wo der Schmerz deines armen Lustspielndichters wohnen kann!“



Ein roter Sanitäter rettet Kinder aus den bombardierten Armenvierteln

Die Flucht



Flüchtig ...



und heimatlos



Verzweiflung

Flüchtlinge

Die Faschisten rücken immer näher an Madrid heran. Die Zeitungsnachrichten werden von einer beängstigenden Wortfargheit, ihre Sprache wird ernster, eindringlicher. „Madrid ist in Gefahr.“ So steht es in riesigen Lettern in den Zeitungen, so steht es in den besorgten Mienen der Menschen, so ermahnen uns die Plakate, die überall an den Häusermauern angeschlagen sind. Aber, vergessen wir es nicht: „Madrid wird das Grab des Faschismus sein.“

Ein Soldat, mit kotüberprühten Stiefeln und härtigem Gesicht schwingt sich auf das Verdeck eines Wagens. Seine heisere Stimme tönt uns seltsam verzerrt aus dem Sprachrohr entgegen. Immer daselbe: „Helft uns alle, Frauen und Männer, Madrid zu verteidigen!“ Seine Begeisterung erschüttert uns, reißt uns mit sich fort. Madrid den Faschisten? Nein, nie und nimmermehr!

In langsamer Fahrt rumpelt über das holprige Straßenpflaster ein altertümlicher, zweirädriger Karren. Ein klapperiges Mauleselchen ist davor gespannt. Auf

dem Wägelchen sind Matratzen, Wolldecken, armseliger Hausrat aufgetürmt. Zwei verhuschelte Kinder gucken heraus.

In „Bellas Artes“ fallen mir die vielen, vielen Frauen auf. Sie haben keine Ähnlichkeit mit den zierlichen, anmutigen Frauen Madrids. Ihr schwerfälliger Gang, ihre braunen, kantigen Gesichter, ihre rauhen, abgearbeiteten Hände, ihre dunkle Kleidung verraten ihre bäuerliche Herkunft. Sie kommen aus Carabanchel, Getafe, Leganes, aus Navalcarnero, Villaverde, Ciempozuelos, aus Las Rozas, Brunete. Verloren stehen sie herum, mit Augen, die nicht schauen. Sie warten darauf, daß man ihnen eine Schlafstätte und Essen zuweist. Und die Kinder, warum sind sie so still? Haben sie denn das Herumtollen verlernt? Warum tragen ihre Gesichter diesen erschreckten Ausdruck?

Die Untergrundbahn hat sich in eine Umzugsgesellschaft verwandelt. Matratzen (überall gibt es Matratzen), große, bauchige Körbe, Kleiderbündel verstopfen uns den Weg. Da thront sogar eine Nähmaschine. Jener Junge trägt einen Vogel-

käfig. Unruhig flattert darin ein Kanarienvögelchen herum. Wer hätte heute gegen das rechtswidrige Mitfahren eines Schnauzers etwas einzuwenden? Und in diesem Wirrwarr ein Bild des Friedens, der Ruhe. Eine Mutter gibt ihrem hungrigen Kindlein zu trinken. Fest hält das Kleine mit seinen winzigen Fäustchen ihre Brust umklammert. — Flüchtlinge.

Die Kinder und der Krieg

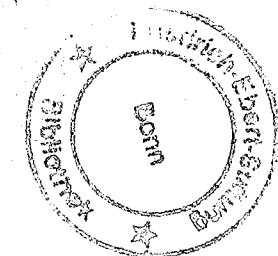
Wer kann es in Madrid verhindern, daß die Gedankenwelt der Kinder fast ausschließlich vom Kriege beherrscht wird? Gewiß, man braucht den Bubben keine Pistöle, keine Säbelchen, keine Gewehrchen zu kaufen, man braucht sie nicht als kleine Milicianos mit Mütze, Mono (Ueberkleid) und Lederbügel zu verkleiden, wie ich dies oft in den ersten Kriegsmonaten sah. Aber der Krieg tritt selber, und ohne daß wir etwas dagegen tun könnten, an die Kinder heran. Und was das Kind in harter Wirklichkeit erlebt hat, das wird ihm zum Stoff für sein Spiel. Die Kinder spielen Krieg. Mit zerrissenem Herzen, außerstande, es ihnen zu verbieten, sie hätten es ja nicht begriffen, habe ich oft ihrem Treiben zugeschaut. Sie inszenieren einen Fliegerangriff. Carlillos macht die Sirenen. Mit schauerlichem Geheul, die ganze Tonleiter durchlaufend, so daß es uns durch Mark und Bein dringt, rast er durch den langen, winkligen Gang und durch alle Zimmer. Die Schwesterchen sind die Zivilbevölkerung. Kreischend haften sie in die Zufluchtsorte, in diesem Fall unter den Tisch. Schon nahen die Flugzeuge, von Pepito anschaulich dargestellt. RRRR, surrt er hin und her, kreist er herum. Bum, bum-bum, ahmt er das Einschlagen der Bomben nach.

Stundenlang können die Kinder im Taktschritt im Gang auf und abmarschieren, und im Chor dazu schreien: „U. S. R. (Union Hermanos Proletaris = Vereinigung der proletarischen Brüder) el botas ya se fue“ oder „no pasaran, nosotros si“ (sie werden nicht durchkommen, wir aber schon). Dabei haben sie an Stelle eines Gewehrs irgendeinen dicken Stöcken geschultert. Defiles!

Die Mädchen spielen „Schlange stehen“.

Ich schaue ihnen zu und muß mich wieder einmal mehr wundern, wie gut Kinder beobachten. Sie wollen Milch kaufen. Daher trägt jedes Mädchen ein Becherglas, ein Krüglehen oder so was. Wie Erwachsene führen sie darüber ein Gespräch, klagen über die Milchknappheit, über das lange, mühselige Warten. Lola spielt die Greche, die Unverschämte. Sie will nicht hübsch hintenanstehen, sondern drängt sich vor Isabelita. Dem Reifen, das nun anhebt, macht Carlillos, der die Rolle des aufsichtshabenden Miliciano spielt, ein Ende. Er führt die widerpenftige, sich aller Ordnung sträubende Lola auf die Wache ab.

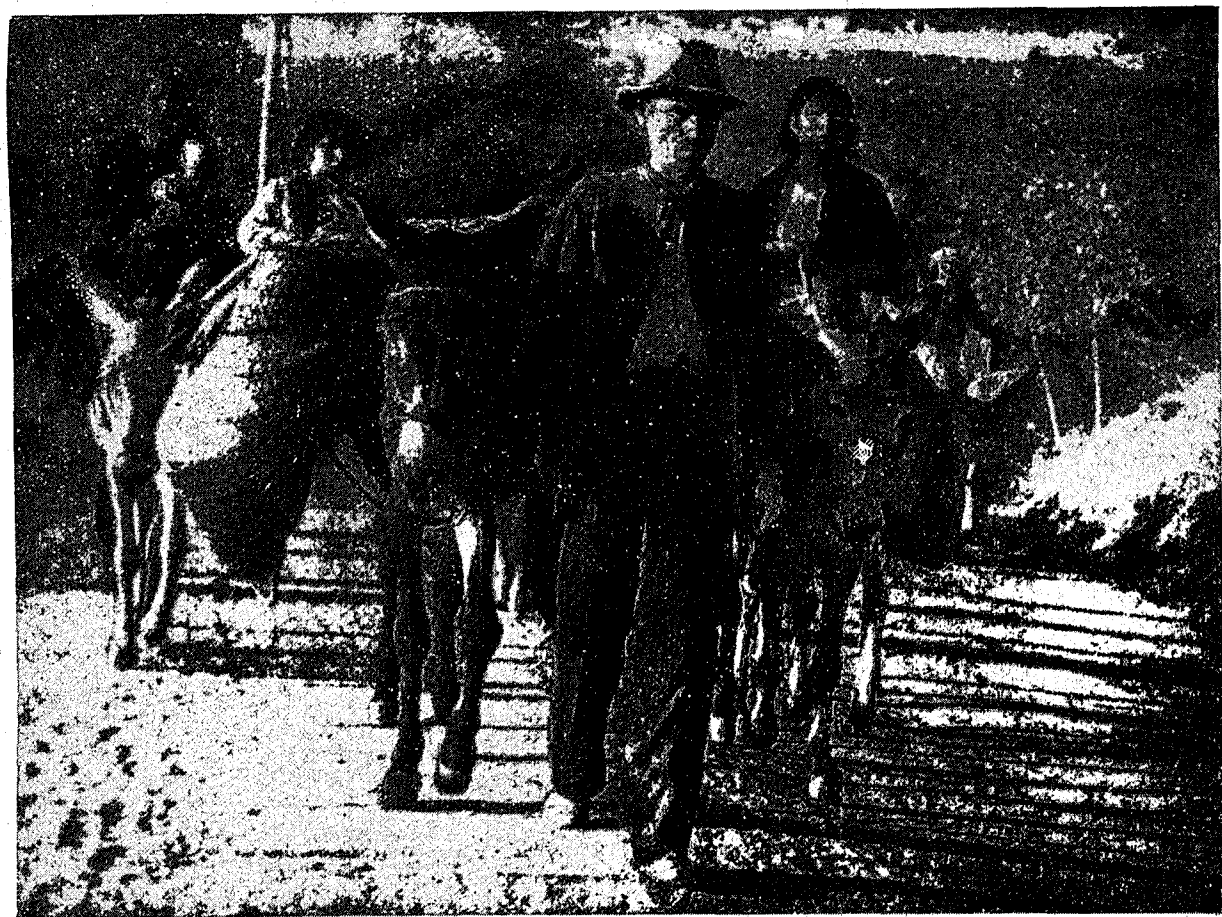
Männer, Frauen und



Kinder...



Mütter...



mit all ihrer Habe

So geht die Flucht zur Grenze



Nachwort

So wenig wie Romain Rolland, der diesem Buch das flammende Vorwort schrieb, bin ich zum Politiker, das heißt zum geistig durch den Willen gebundenen und eingeschränkten Parteimenschen geboren. Nicht an einen solchen wandte man sich, als man mich aufforderte, das Schlüsselwort zu diesem um Menschlichkeit werbenden Buche zu sagen, und kein Interesse heißt mich der Aufforderung folgen, sondern allein ein leidendes und empörtes Gewissen. Das Interesse ist es, das mit jener Gewissenlosigkeit, die bekanntlich dem „Handelnden“ vorbehalten ist, alle großen Schurkereien der Welt begeht — wie jetzt in Spanien. Wessen Sache sollte es sein als des Dichters, des Menschen freien Gefühls, der pompösen und doch so mesquinen Niedertracht des Interesses das menschliche Gewissen entgegenzustellen und Verwahrung einzulegen gegen die alles Menschentum verfälschende restlose Verwechslung von Politik und Schurkerei?

Es gibt keinen subalternen Hohn als den auf den Dichter, der „in die politische Arena hinabsteigt“. Was aus ihm spricht, ist im Grunde das Interesse, das im Schweigen und im Dunkel walten möchte, unbeaufsichtigt durch den Geist, von dem es wünscht, daß er sich hübsch im „Geistigen“, im „Kulturellen“ halte, und dem es dafür erlaubt, das Politische als unter seiner Würde zu betrachten. Daß er eben damit zum Knecht des Interesses, zu seinem mit falscher Würde bezahlten Helfershelfer und Parteigänger wird; daß er überdies mit solchem vornehmen Rückzug auf den Elfenbeinturm eine anachronistische Überheblichkeit begeht, soll er nicht merken, kann aber heute fast unmöglich umhin, diese Bemerkung zu machen.

Die Demokratie ist insofern verwirklicht, ist heute in dem Sinne eine innere Tatsache, als die Politik zu jedermanns Sache geworden ist und keiner sie verleugnen kann, weil sie mit einer Unmittelbarkeit, die frühere Zeiten nicht kannten, jedem auf den Nägeln brennt. Nicht wahr, der Mann, der heute — wie man es ja wohl

hören mag — erklärt: „Um Politik kümmernere ich mich nicht“, kommt uns recht abgeschmackt vor; wir empfinden seine Aussage nicht nur als egoistisch und weltfremd, sondern auch als eine törichte Selbsttäuschung, als untergeordnet und dumm. Es bekundet aber ein solcher Ausspruch nicht so sehr intellektuelle als moralische Unwissenheit. Das Politisch-Soziale ist als ein unveräußerliches und nicht zu verleugnendes Teilgebiet des Gesamt-menschlichen erkannt, als eine Seite des humanen Problems, der humanen Aufgabe, die niemand vernachlässigt, ohne es im Menschlichen selbst, das er dem Politischen als das Eigentliche und Entscheidende gegenüberstellen möchte, bis zur Erbärmlichkeit fehlen zu lassen. Ja, es ist das Eigentliche, ist das Entscheidende: In der Gestalt des Politischen ist uns heute die Frage des Menschen selbst mit einem letzten und lebensgefährlichen Ernste gestellt, die frühere Zeiten nicht kannten, — und gerade dem Dichter, als welcher doch von Natur und Schicksal wegen jederzeit den exponiertesten Posten der Menschheit innehat, sollte es erlaubt sein, sich von der Entscheidung zu drücken?

Wenn ich aber von dem „lebensgefährlichen“ Ernste sprach, den die Gestimmungsfrage in unseren Tagen angenommen hat, so wollte ich ausdrücken, daß es dabei für jeden Menschen, besonders aber für den Dichter, um seine geistige Rettung, — wir wollen den religiösen Terminus nicht scheuen: um sein Seelenheil geht. Ich bin überzeugt, daß der Dichter, der heute in Dingen menschlicher Gesinnung, vor der politisch gestellten Frage des Menschen versagt und die Sache des Geistes an das Interesse verrät, ein geistig verlorener Mann ist. Er muß verkümmern, — nicht nur, indem er sein Dichtertum, sein „Talent“ einbüßt und nichts Lebensechtliches mehr zustandebringt, sondern sogar sein früheres Werk, das noch nicht unter dieser Schuld geschaffen wurde und einmal gut war, wird aufhören gut zu sein und in den Augen der Menschheit zu Staub zerfallen.

Das ist mein Glaube. Ich habe Beispiele im Auge.

Man wird mich fragen, was ich unter „Geist“ verstehe und was unter „Interesse“. Nun, das Geistige, unter dem politisch-sozialen Gesichtswinkel gesehen, ist das Begehren der Völker nach Besseren, gerechteren, glücklicheren, dem Stande des menschlichen Selbstbewußtsein richtiger angepaßten Lebensbedingungen, — es ist dieses Begehren in seinem Befähigen durch alle, die guten Willens sind. Das Interesse aber ist es, das, weil es sich bei solcher Aenderung um einige Vorteile und Vorrechte verfährt, wie sie mit allen Mitteln, auch mit den gemeinsten und schlechthin verbrecherischen, zu verhindern — oder, wohl wissend, daß es das auf die Dauer nicht kann, sie wenigstens noch eine Weile, für einige Jahrzehnte vielleicht, hintanzuhalten trachtet.

In Spanien wütet das Interesse. Es wütet mit einer Schamlosigkeit, wie die Welt sie selten gesehen. Tatsächlich gehört, was sich dort seit vielen Monaten abspielt, zum Schändlichsten und Standaßigsten, was die Geschichte aufzuweisen hat. Sieht, empfindet es die Welt? Nur sehr teilweise; denn auf nichts versteht das mörderische Interesse sich besser, als die Welt zu verdummen und ihr über sein wahres Wesen Sand in die Augen zu streuen. Von einer Dame, wohnhaft allerdings in dem heute dunkelsten Teile Europas, in Deutschland, ist mir die Äußerung überliefert: „Wer hätte auch denken können, daß die Roten in Spanien aus blauem Himmel solche Greuelkaten begehen würden!“ — Die Roten! Und aus blauem Himmel! In diesem Buch, dessen Text nicht von wilden Bolschewiken, sondern von Männern bürgerlicher und christlicher Weltanschauung geschrieben ist, kann man lesen, wie wenig umstürzlerisch das Reform-Programm der spanischen Volksfront, des politischen Bundes von Republikanern und Sozialisten, war und auf welche Zustände ihre Formierung, ihr entschiedener und legitimer Wahlsieg die Antwort



Was wird aus ihnen?

bildete. Hat man denn kein Herz? Keinen Verstand? Will man sich durch das Interesse, das immer an die schlechtesten Instinkte, wenn auch unter Namen verlogenen Wohlstandes wie Kultur, Gott, Ordnung, Vaterland, appelliert, widerstandslos um den letzten Rest seines freien menschlichen Urteils bringen lassen? Ein niedergehaltenes, im überlebtesten, rückständigsten Stile ausgebeutetes Volk trachtet nach einem helleren, menschenwürdigeren Dasein, nach einer sozialen Ordnung, mit der es besser als bisher vor dem Angeficht der Gerechtigkeit zu bestehen gedenkt. Freiheit und Fortschritt sind dort noch keine von philosophischer Ironie und Skeptis zerlegten Begriffe; sie sind für dieses Volk höchste, erstrebenswerteste Lebenswerte, Bedingungen der nationalen Ehre. Es gibt sich eine Regierung, die, mit aller durch die besonderen Umstände gebotenen Vorsicht, die größten Missetände zu beheben, die notwendigsten Verbesserungen durchzuführen unternimmt. Was geschieht? Eine Generals-Emeute, im Dienst der alten Ausbeuter- und Unterdrückungsmächte unternommen und übrigens mit dem spekulierenden Ausland abgekartet, flammt auf und mißlingt, ist schon so gut wie niedergeschlagen, wird aber von den fremden, freiheitsfeindlichen Regierungen, gegen das Versprechen ökonomischer und strategischer Vorteile für den Fall des Sieges der Insurgenten, unterstützt, mit Geld, Menschen und Kriegsmaterial genährt und hingehräftet, so daß des Blutvergießens, der trostlosen, verblutenden, auf beiden Seiten immer schonungslosere Grausamkeit zeugnenden Selbstzerfleischung des Landes kein Ende ist. Gegen das um seine Freiheit, sein Menschenrecht verzweifelt kämpfende Volk werden die Truppen seiner eigenen Kolonialgebiete in den Kampf geführt. Von den Bombenflugeugen des Auslandes werden seine Städte demoliert, seine Frauen und Kinder niedergemetzelt — und all dies heißt „national“, all diese himmelschreiende Schurkerei heißt Gott, Ordnung und Schönheit.

Ginge es nach der interessierten Presse Europas, so müßte längst die Hauptstadt

gefallen, der Sieg der Ordnung und Schönheit über das marxistische Lumpenpack längst vollkommen sein. Aber die halbdemolierte Hauptstadt ist — zu dem Zeitpunkt wenigstens, wo dies geschrieben wird — immer noch nicht erobert, und das „rote Gefindel“, wie die interessierte Presse gerne sagt, nämlich das spanische Volk, verteidigt sein Leben, sein höheres Leben mit einem Löwenmut, der dem verdummtesten Interessententum über die hier wartenden moralischen Kräfte zu denken geben sollte.

Das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ genießt heute in aller Welt die größte offizielle Verehrung. Auch unsere Diktaturen und Totalitärstaaten legen Gewicht darauf, wenigstens vorzutäuschen, daß sie 90 bis 98 Prozent ihrer Völker hinter sich haben. Nun, die gegen die spanische Republik revoltierenden Militärs, soviel ist klar, haben das spanische Volk nicht hinter sich und können vorläufig auch nicht vor-täuschen, daß sie es hinter sich haben; mit Marockkanern und Invasionstruppen müssen sie sich die Möglichkeit dazu erst verschaffen. Möge es nicht ganz genau fest-



Wo mögen ihre Eltern sein?

stehen, was das spanische Volk will, — was es nicht will, das ist vollkommen klar und deutlich: nämlich den General Franco. Dennoch haben die an der Erwürgung der Freiheit interessierten europäischen Regierungen mitten im Toben des von ihnen unterhaltenen, wenn nicht entfesselten Bürgerkrieges die Herrschaft dieses Rebellen als die einzig rechtmäßige anerkannt. Sie, die bei sich zu Hause in Dingen des Hochverrats, man kann es wohl sagen, einige Sensitivität an den Tag legen, unterstützen einen Mann, der das eigene Land den Fremden ausliefert; sie, die sich „Nationalisten“ nennen, setzen alles daran, einem Gesinnungsgenossen zur Macht zu verhelfen, dem die Unabhängigkeit seines Landes nichts ist, wenn nur die Freiheit, das Menschenrecht zur Strecke gebracht werden können, und der erklärt, zwei Drittel des spanischen Volkes sollten lieber des Todes sein, ehe denn im Lande der „Marxismus“, das heißt: eine bessere, gerechtere, menschlichere Ordnung siege. — Es ist gar zu empörend, verbrecherisch und widerwärtig.

Dies Heft zeigt Bilder des Landes, wo das Interesse wütet. Es wird von Frauen herausgegeben und wendet sich vornehmlich an Frauen, — an das freie menschliche Gefühl wendet es sich, ohne darum seinen politischen Impuls, sein politisches Pathos verleugnen zu wollen. In Tagen, wo die politische Frage so sehr zur Frage der Humanität, des Menschentums selbst geworden ist wie heute, wäre es heuchlerisch und feige, sich aufs Unpolitische hinausreden zu wollen. Aber im irdischen Kampf fällt eben doch der Frau eine vornehmlich charitative und lindernde Aufgabe zu, und an den mütterlichen Instinkt zu helfen und zu trösten, an freie Güte appelliert dieses Buch, — wie es denn auch kein Zufall ist, daß nicht Parteimänner, aktive Politiker, sondern unabhängige Schriftsteller ihm das Vor- und Nachwort gegeben haben.

Kaisnacht a. Zürichsee, Februar 1937.
Thomas Mann.

Heimatlos

Erste Sammelstelle der Geflüchteten



Spanische Flüchtlinge in Südfrankreich

Von Gertrud Rybak, Delegierte des tschecho-slowakischen Hilfsausschusses für das demokratische Spanien

Nach Teilnahme an der internationalen Hilfskonferenz für die Kinder und Frauen des republikanischen Spanien fuhr ich nach Südfrankreich, um zu sehen, wie die spanischen Flüchtlinge auf französischem Boden untergebracht sind, damit das, was für sie gesehen muß, so rationell wie möglich geschehe.

Wie stark gleich der erste Flüchtlingsstrom war, ermißt man aus folgenden Ziffern: Bzun hatte 21 000, Tolosa 17 000 Einwohner, davon blieben in jeder Stadt nur 5000 zurück. Alle übrigen flohen, die Mehrzahl nach Frankreich. Ähnlich liegen die Verhältnisse in San Sebastian und einigen kleineren Orten. Zurück blieben nur, die glaubten, nichts fürchten zu müssen. Trotzdem wurde die Bevölkerung im wahren Sinne des Wortes dezimiert. Die Faschisten brauchten den Terror als Beherrschungsfaktor. Ich sah auf meiner Reise eine Liste, in der alle Hingerichteten aus der Provinz Navarra systematisch aufgezählt sind. 17 000 Exilierte in einer einzigen Provinz! Keineswegs nur Arbeiter und Bauern. Viele Advokaten und Ärzte, und alle, aber auch ausnahmslos alle Lehrer, die in jener Provinz zurückgeblieben waren. Alle linksgerichteten Bürgermeister, viele Frauen. Als Grund genügte, für die Fronte populär gewählt zu haben. Ein Curé, José Monaya aus Hernani wurde fusiliert, weil ein Mitglied seiner Familie Sozialist ist! Ein anderer Priester, der Curé Seiza aus San Sebastian, deswegen, weil er einmal ein republikanisches Schiff benützt hatte! Aus ähnlich wichtigen Gründen wurden von den Faschisten noch viele andere Priester

ererschossen, und trotzdem werden in allen katholischen Teilen der Welt die Milizionäre angeklagt, den Klerus, die Kirche und den Glauben zu verfolgen! In Wirklichkeit ist es so, versichern meine Freunde und zeigen an Hand ihrer Listen — daß der hohe Klerus zu Franco und der niedere zum Volke steht.

Der unerwartete und so starke Ansturm von Flüchtlingen machte großzügige Maßnahmen nötig. Viele Tausende wurden bei Familien untergebracht, und so schnell es ging, wurden Heime eingerichtet. Ich sah ein Kinderheim der C.G.T.* in Ibaritz, wo 61 Kinder, meist Waisen von Milizgen, untergebracht sind. Ich sah in einem leerstehenden Hotel in Hendaye ein Heim von 110 Flüchtlingen aus San Sebastian, die ebenfalls unter Beihilfe der C. G. T. eine sehr tüchtige und selbständige Kollektivwirtschaft eingerichtet haben, wo sie sich für nur 2.80 Franken im Tag verpflegen. Aus ihren Fenstern sehen sie die spanische Grenze, die heimatischen Berge. Dort sah ich drei Opfer des Faschismus, die besondere Erwähnung verdienen: ein vierjähriges Mädchen, das infolge der Aufregung und Angst schwer zuckerkrank, ein zweijähriges, das gelblüchtig wurde, und eine augenleidende Frau, die infolge der Aufregung zu erblinden droht.

Im kleinen Hafen von Hendaye sahen wir zwei deutsche Schiffschiffe liegen. Es sind jene, die das Schiff der spanischen Regierung anhielten und den Rebellen übergaben. Sie haben sich hierher geflüchtet und trauen sich nun nicht wieder hinaus. Nahe

* C.G.T. = franz. Gewerkschaftsbund.

beim Hafen trafen wir auf der Straße ein Auto der spanischen Rebellen. Die spanischen Flüchtlinge grüßten es mit erhobener Faust, dem Gruße der Volksfront.

Aber das großartigste aller Flüchtlingsheime, das ich je sah, ist jenes, das in dem alten Militärspital in Bayonne eingerichtet wurde. Das ist ein riesiges, viereckiges Gebäude, das einen riesigen Hof umschließt. Es ist seit 20 Jahren verlassen, unbewohnt, dem Verfall preisgegeben gewesen. Als der große Ansturm der Flüchtlinge kam, haben Genossen drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung gearbeitet, um dieses Gebäude instand zu setzen.

Der riesige innere und äußere Hof waren ein Urwald, keine einzige Fensterscheibe an den vielen, vielen Hunderten von Fenstern war ganz, das Dach mußte geflickt, die riesigen Säle — denn hier gibt es nur Säle, keine Zimmer — die Wände, Treppen und Treppenhäuser gesäubert werden.

Zuerst gab es als Lager nur Stroh, auf die Erde geschüttet. Trotzdem wimmelte das Haus bald von Flüchtlingen, die froh waren, wenigstens wieder ein Dach über dem Kopf zu haben.

Die Stadtverwaltung, die das Heim zur Verfügung gestellt hatte und deren Mehrzahl der Volksfront angehört, blieb nicht auf halbem Wege stehen: Sie beurlaubte einen 28jährigen Lehrer zur Führung des Heimes. Das ist ein Mann mit scharfen, klugen Augen. Er verfügt nicht nur über ganz seltene organisatorische und pädagogische Fähigkeiten, sondern versteht auch gerade mit den Menschen umzugehen, die das Heim füllten: er ist in Spanien ge-



boren und hat dort seine Kindheit verbracht. Der Spanier gilt als der größte Individualist Europas, und dazu kommen noch die bekannten anarchistischen Lehren und Tendenzen, die im Anfang so viel Schaden angerichtet haben.

Man hatte auch hier mit diesem Nebel zu kämpfen. Aber nachdem mit fester Hand einige Exempel — Ausschüsse aus dem Heim — statuiert worden waren, ergab sich ein Zusammenspiel der Kräfte, das alle Insassen wohl für immer von dem Segen der kollektiven Tätigkeit überzeugt haben muß.

Heute hat das Heim 1050 Bewohner. In einer Reihe von riesigen, kirchenhallen-großen Schlafsälen stehen je 150—200 Betten. Eisenbetten, die gespendet, Holzbetten, die bereits selbst angefertigt wurden. Denn es wurde eine Reihe eigener Werkstätten gegründet. Es gibt Tischlerei, Schlosserei, Buchbinderei, Gärtnerei, Schneiderei, Anstreicher- und Malerwerkstatt, Werkstätten für Uhrmacher, Schuster, eine Friseurstube. Man muß bedenken, daß alle dienstfähigen Männer bei der Miliz sind, daß nur die zu jungen und zu alten und die Kranken blieben. Jeder kann arbeiten, in welcher Werkstatt er will, bei der freigelegten Arbeit muß er aber eine bestimmte Zeitlang aushalten. Jede Gruppe, jedes Zimmer, jede Arbeit hat ihren Verantwortlichen. Zuerst wurden die grundlegenden Dinge in Angriff genommen, dann erst kamen die Arbeiten, die der Verschönerung und Erleichterung des Lebens dienen. So wurden gleich von den Bauarbeitern zwei große Zementbecken zum Wäschewaschen angelegt, wo ich etwa 20 Frauen Wäsche wuschen sah. Daneben gibt es den Bügel-saal und den Saal, der als Wäschekammer dient. Vom Waschräum kommt man direkt in jenen Teil des Gartens, der zum Wäschetrocknen eingerichtet ist. Daneben ist der Röhrgarten, mit einer Dunggrube, wo die brauchbaren Abfälle hinkommen, und einem Müllwagen, den die Stadt gestiftet hat. Uebersichtlich zu sagen, daß der Röhrgarten direkt vor der Küche angelegt ist. In

Linien, Erbsen, Bohnen, Chi-Chi-Erbsen, Mehl, Salz, Socken, Wolle usw. usw. in großen, schön mit Lack gestrichenen Fächern und großen Kisten, die bereits in der eigenen Tischlerei erzeugt wurden.

Jeder Insasse steht unter ärztlicher Kontrolle und wurde der Diät A, B, C oder D zugeteilt. Die ersten drei Kategorien sind Abkufungen normaler Kost, je nach der Festigkeit der Konstitution, D umfaßt die ganz Schwachen, die Kranken und die Mütter. Hier gibt es Bananen, Milch bis zu 1 Liter täglich, Marmeladen, besonderes Fleisch. Die Mütter von Bayonne! Sie haben dort eine eigene Maternité eingerichtet, ein eigenes Mütterheim, in dem bereits 18 Kinder geboren wurden. Eben werden 40 Säuglingsbetten gemacht, auseinanderlegbar, damit man sie mitnehmen kann, wenn es wieder in die Heimat zurückgeht. Man zeigte mir das erste fertige Mutterbett, es lag ein herziges Neugeborenes darin: ein tabelllos poliertes Holzbett, in dem der Säugling seine zehn Jahre alt werden kann. Kästen werden jetzt erzeugt, zunächst für die Maternité, wandartig, mit Türen zum Teil auf der einen, zum Teil auf der andern Seite. Sie sollen den Saal in einzelne Kammern teilen.

Eben wurden die Brausen fertig. Jede hat ihre eigene Kabine, in der nichts naß werden kann. Jetzt kommt der Umbau der Klosette daran, dazu werden Wasserleitungen in die Stockwerke angelegt! Es werden englische Spülklosetts, mit Waschräumen davor! Das in Südfrankreich mit seinen bekannt primitiven Klosetten! Erwähnen will ich den Umstand, daß die Fabriken die Lieferung der längst bestellten Kanalleitungsrohre immer wieder hinauszuziehen, wie eine Reihe anderer Lieferungen auch. Es besteht derzeit Lieferstreik von Seiten der Fabriken, als Sabotage gegen die Sozialgesetzgebung der Volksfrontregierung.

In einem andern Trakt als dem Wirtschaftstrakt ist die Schule. Darunter tut es die Heimverwaltung nicht, sie richtet gleich eine ganze Schule mit acht Klassen ein, so

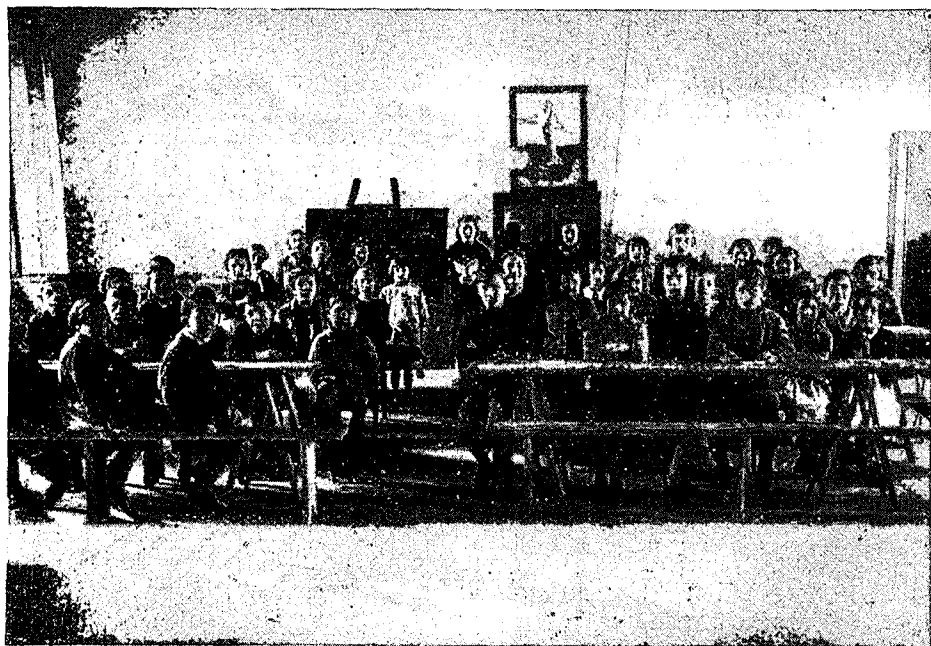
daß auch die Flüchtlingskinder, die in der Stadt untergebracht sind, und die Kinder aus dem großen spanischen Viertel von Bayonne in ihrer Muttersprache unterrichtet werden können. Die Klassenzimmer sind freundlich gemalt, z. T. mit Fresken an den Wänden. Auch in den andern Sälen gibt es Wandmalerei und Abzeichen: die republikanischen, sozialistischen und kommunistischen, friedlich nebeneinander oder einander gegenüber. Eben wird ein Kino eingerichtet. Bei Tag wird es Schulfeld sein und am Abend den Erwachsenen Belehrung und Unterhaltung bieten. Es gibt auch eine Bibliothek, für die gleich eine Buchbinderei eingerichtet wurde, in der jetzt auch die Hefte für die Schule hergestellt werden.

Nicht vergessen dürfen wir das Arztzimmer, mit dem Desinfektionsraum daneben und dem eigenen Waschzimmer der Frauen, wo alle benützten Geräte gleich desinfiziert werden müssen.

Organisierung und Erhaltung dieses Mutterheimes werden bestritten nur mit 6 franz. Fr. pro Person und Tag! Natürlich helfen viele Spenden. So spendeten die C. G. T. 40 Säuglingsausstattungen, 2000 Grottehandtücher, Wäsche, Schuhe. Ferner 20 000 Knäuel beste Wolle, das sind 1000 Kilogramm, die 35 000 französische Franken kosteten. Man sieht denn auch überall Frauen, die Sweater und Socken stricken für die Milizgen. Was fertig ist, wird gleich weggeschafft. Obzwar die Grenzzüge der Pyrenäen dort bei Bayonne von den Faschisten besetzt sind, werden doch große Mengen von Material ins Innere Spaniens transportiert. Jeder Raum, jede Arbeit, jede Gruppe hat ihren Verantwortlichen. Diese vereinigen sich zu einem Rat. Daneben gibt es den Rat der Sachverständigen, alle Pläne werden im Kollektiv ausgearbeitet, vom Kollektiv beschlossen. Dieses Kollektiv besteht aus Menschen, die früher von derartigem Vorgehen keine Ahnung hatten, wahrscheinlich es ohne Prüfung abgelehnt hätten. Stellen wir uns vor, daß diese Menge wieder in die befreite Heimat zurückkehrt, in die zerstörte, die des Aufbaus harret. Diese hier werden wissen, wie man sich anstellt, um richtig aufzubauen. Das Centre des Réfugiés in Bayonne ist ein Zentrum fachlicher und pädagogischer Schulung und sollte sich fragen, ob es nicht dauernd geschulte Kräfte abgeben sollte an die Heime, die jetzt für die Evakuierten geschaffen werden.

Denn das spanische Volk evakuiert seine Kinder ins Ausland. Infolge der einseitig mörderischen Interventionspolitik herrscht im Innlande Not an Lebensmitteln und medizinischen Artikeln jeder Art. Wieviele Kinder, Frauen und Kriegerkämpfer sind schon gestorben, weil keine Ambulanzen, keine Verbandstoffe, keine ärztlichen Präparate da sind. Und doch ist kein Teil des Landes sicher vor Bombardements, vor den schwersten Bombardements. Sie folgen den Flüchtlingen, sie verfolgen die Evakuierungszüge, bombardieren die Evakuierungsorte, mögen sie auch völlig ohne militärische Bedeutung, weit vom Kriegsschauplatz entfernt sein. Da bleibt





nur eines: systematische Evakuierung ins Ausland. In den nächsten drei Monaten sollen 50 000 Kinder über die Durchgangsheime in der Nähe von Perpignan begleitet werden! Wohl melden sich Freiwillige in England, Belgien, Skandinavien, Holland, der Schweiz usw., um Kinder bei sich aufzunehmen. Trotzdem werden aus verschiedenen Gründen viele in Heimen in Frankreich bleiben müssen. Ihre Erhaltung bildet eine der Aufgaben der internationalen Solidarität. Könnte nicht zum Teil das Personal dieser Heime aus Spaniern und Spanierinnen zusammengestellt werden, die die großartige Schulung des Bagnonner Heimes genossen haben? Damit seine Tradition weitergegeben werde?

Die spanische Republik wird nach dem endgültigen Sieg, an dem niemand zwei-

felten kann, der dieses Volk und seinen Siegeswillen kennen gelernt hat, ihre Bürger aus dem Ausland wieder in die Heimat zurückrufen. Bis dahin müssen die Solidaritätsaktionen der vereinigten internationalen Demokratie und des internationalen Proletariats der spanischen Regierung die Sorge um diese Massen abnehmen. Niemand von diesen Frauen, Kindern, Alten darf Not und Hunger leiden. Mehr als das! Sie sind Angehörige eines aufwärtsstrebenden Volkes, ihre Entwicklung muß auch gefördert werden, sie müssen als selbstbewusste und geschulte Bürger zurückkehren, befähigt u. gewillt, an dem Aufbauwerk der Heimat teilzunehmen. Spanien muß mit ihrer und unser aller Hilfe schöner und besser aufstehen, als es war!

Hilfe für Spanien!

Als im Juli dieses Jahres die ersten Nachrichten vom Aufstand der Generäle bekannt wurden, war man sich im Vorstand des Schweiz. Arbeiter-Hilfswerkes sofort klar, daß die schweizerische Arbeiterschaft diesem Kampf um die Erhaltung der Demokratie nicht untätig zusehen werde. Die Neutralitätsverpflichtungen der Schweiz und vor allem ihre ängstliche und einseitige Auslegung durch den Bundesrat fanatisierte den mächtig aufflammenden Solidaritätswillen in ganz bestimmten Bahnen: Es blieb nur ein Weg, um den heldenmütig kämpfenden Milizen unsere Sympathie zu bekunden: Die Hilfeleistung an die Verwundeten, sowie an die Frauen und Kinder der Milizen.

Das Schweizerische Arbeiter-Hilfswerk, das einige Monate vorher vom schweizerischen Gewerkschaftsbund und der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz gegründet worden war, versuchte, die Hilfelei-

stung der gesamten schweizerischen Arbeiterschaft zu organisieren. Eine Geldsammlung wurde eröffnet und täglich liefen große Beträge ein.

Was nun mit dem Gelde anfangen? An guten Ratschlägen fehlte es nicht. Da kam eines abends noch um 9 Uhr ein Mann auf die Geschäftsstelle. Er hatte Bericht von einem Arzt, der an der Front arbeitete, daß es an Medikamenten und Verbandstoff fehle; ob wir ihm nicht sofort etwa 10 000 Franken geben könnten zum Ankauf solcher Artikel?

Als wir dann hörten, daß in der Stadt Madrid, die damals noch nicht belagert war, die Milch sehr knapp geworden sei, entschlossen wir uns zu einer Milchsendung für Kinder und Kranke. 10 000 Kilogramm Pulvermilch wurden Mitte September abgeschickt u. erreichten im Oktober ihr Ziel.

Als es kälter und unwirklicher wurde, dachten wir oft mit Bangen an die armen

Flüchtlinge in Nord-Spanien, welche zum Teil in Notbaracken oder im Freien kampieren mußten. Madrid hat im Winter ein rauheres Klima als viele Teile der Schweiz; und der Nordrand Spaniens mit seinen zum Teil hochgelegenen Pyrenäen-tälern kennt Schneefälle und Kälte so gut wie die Schweiz. Als man daher von spanischer Seite mit der Bitte an uns herantrat, Wolldecken für diese Evakuierten zu spenden, griffen wir freudig zu. Es gelang uns auch, einen Offaktionsposten von 1000 Decken zu einem unglaublich billigen Preis zu erstehen, so daß die ganze Sendung zirka 2250 Stück zählte. Sie wurden über Bayonne nach Bilbao geschickt, wo die Genossenschaften die Verteilung an die Zivilbevölkerung dieser Stadt und von Oviedo übernahmen.

Inzwischen, es war unterdessen Dezember geworden, wurde die Frage der Evakuierung der Zivilbevölkerung von Madrid akut. Als wir vernahmen, daß in Frankreich unter der Führung des französischen Gewerkschaftsbundes ein besonderes Komitee für die Unterbringung der spanischen Flüchtlingskinder sich gebildet hatte, das zunächst große Durchgangslager organisierte, übergaben wir ihm einen größeren Geldbetrag zur Ermöglichung dieser Aufgabe. Heute sind diese Lager in Perpignan in Betrieb. Sie nehmen zuerst die aus Spanien eintreffenden Kinder auf, wo diese für 2-3 Wochen eine genaue ärztliche und allgemeine Beobachtung durchmachen, bevor sie entweder in Privatsfamilien in Frankreich und Belgien oder dann in besondere Heime mit Dauercharakter überführt werden.

Neben dem Schweiz. Arbeiter-Hilfswerk haben aber auch andere Gruppen der werktätigen Bevölkerung ihre tatkräftige Solidarität bezeugt. So haben die Arbeiter-Samariter mehrere Ambulanzen mit dem notwendigen Verbandsmaterial nach Spanien geschickt; außerdem haben sie große Mengen von Kleidern gesammelt und hergerichtet. In dieser Tätigkeit wurden sie von den einzelnen Gruppen des Frauenkomitee gegen Krieg und Faschismus sehr nachhaltig unterstützt, welches in verschiedenen Schwesterstädten Strickzirkel gründete, die auch eine große Anzahl von Frauen zu sammeln vermochte. Eine wesentliche Hilfe bedeutete auch das Autochir. Das ist ein fahrbarer Operationsaal, der bis in die vordersten Kampflinien fahren und die Verwundeten sofort behandeln kann, was für manche Verletzte eine Lebensrettung bedeutet.

Dieses auf das modernste ausgestattete Lazarett, das allein gegen 30 000 Fr. gekostet hat, wurde von einigen schweizerischen Gewerkschaftsverbänden gestiftet.

Nun ist Malaga gefallen. Ein neuer Strom von Flüchtlingen und Obdachlosen ergießt sich an die Offküste und sucht Schutz vor Fliegerbomben. Müssen wir da noch fragen, ob unsere Hilfeleistung als beendet betrachtet werden kann? Die Bilder dieser Zeitung geben euch Antwort.

Schweizer. Arbeiter-Kinderhilfswerk, Zürich 10, Hönggerstr. 80. Tel. 62 396, Postfach VIII 24 359



Obdachlos und erschöpft



In fremdem Land

Flüchtlinge, die vom französischen Ufer auf die Heimat zurückschauen

Die zivilisierte Welt soll Richter sein!

In der Verzweiflung, daß er die republikanische Front von Madrid nicht zerstören kann, setzt Franco die Stadt in Brand, zerstört Privatwohnungen, Märkte, Asyle und tötet feige die Zivilbevölkerung. Er verwandelt Kinderheime, Schulen, Krankenhäuser in Trümmer. Und nach den Kämpfen bleiben, als Trophäen, nicht explodierte Bomben der Rebellen und beweisen welche Hilfe er von den fascistischen Staaten erhält.

* Die zivilisierte Welt soll das wissen — und richten.

Aufruf der katalanischen Generalidad.



Die namenlose Trauer

Leser!

Haben wir nicht gelesen in den Gesichtern der armen, gequälten Kinder: Warum müssen wir so leiden? Helft uns doch!

Wir wissen, daß Tausende von spanischen Kindern in tiefster Not sind. Ach, wieviele sind tot; arme unschuldige Opfer, wieviele irren ohne Heim, ohne Schutz, dem Hunger und der Kälte ausgeliefert. Und ach, wieviele erleiden Tag für Tag in entsetzlicher Angst die Schrecken dieses grauenvollen Krieges. Es ist Menschenpflicht, sie zu retten. Die Frauen vieler Länder setzen sich schon dafür ein. Auch wir Schweizer Frauen erkennen diese Aufgabe als unsere ganz besondere und schönste Pflicht.

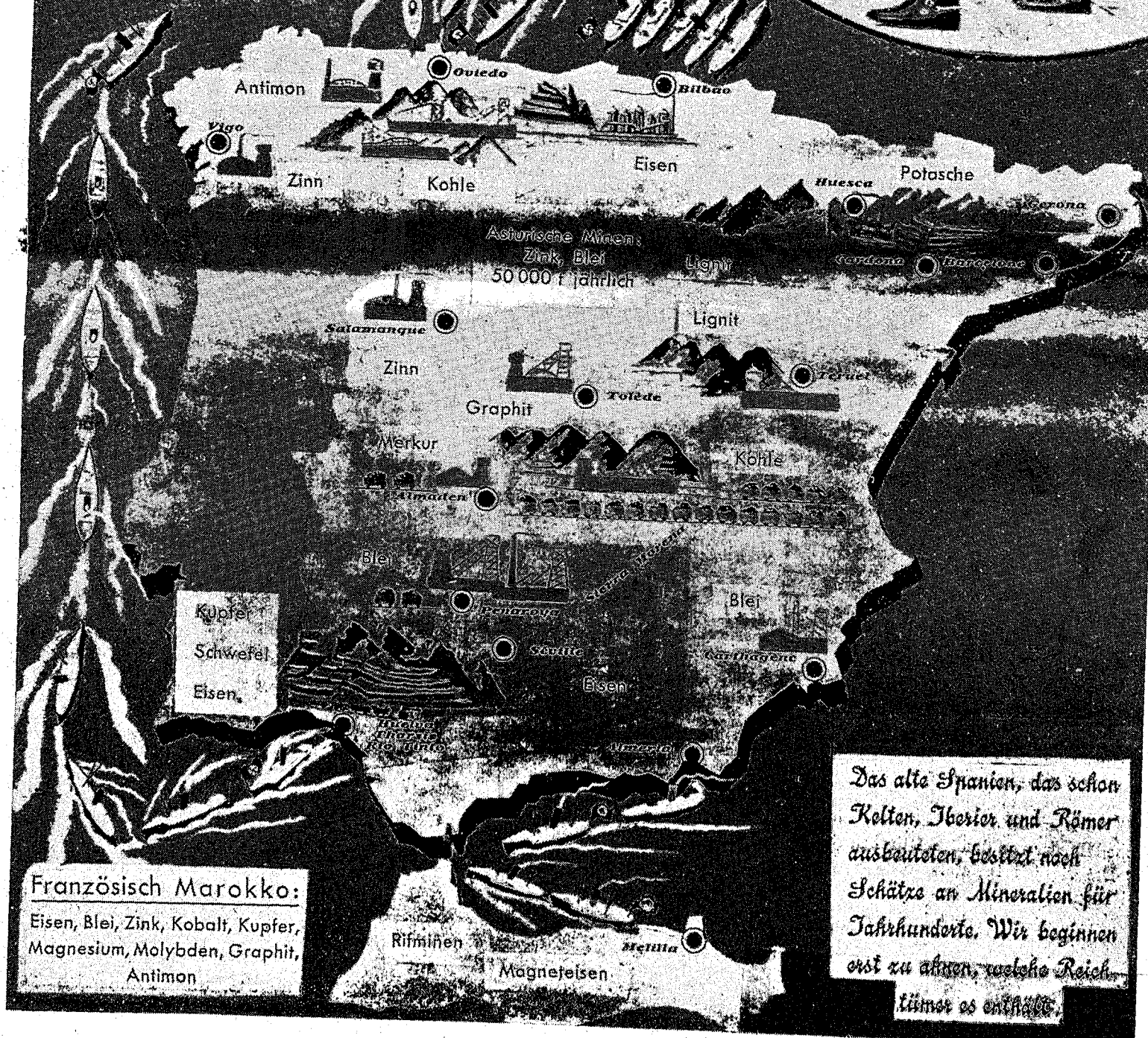
Ob wir spanische Kinder in die Schweiz bringen können, wissen wir noch nicht. Aber Hilfe tut not, wir wollen nicht warten, bis es zu spät ist.

Im Süden von Frankreich wollen wir einem Grüpplein von Kindern, vor allem Waisenkindern, ein Heim schaffen. Dort sollen sie Schutz finden vor den Bomben Francos. Unter liebevoller Fürsorge sollen sie sich erholen können. Dort sollen sie bleiben, bis ihre Heimat sie wieder aufnehmen kann.

Der Reinertrag aus dem Verlaufe dieses Festes, ein Markenverkauf und freiwillige Spenden sollen die Mittel für das schöne Werk der Solidarität und Liebe verschaffen. Viele mögen helfen!

Für die sozialistischen Frauen der Schweiz:
Die Präsidentin:
Margaretha Kiffel-Brutschy, Rheinfelden.

Was suchen die
zum Krieg treibenden Mächte
in Spanien und Marokko?



Das alte Spanien, das schon
Kelten, Iberier und Römer
ausbeuteten, besitzt noch
Schätze an Mineralien für
Tausende. Wir beginnen
erst zu ahnen, welche Reich-
tümer es enthält.